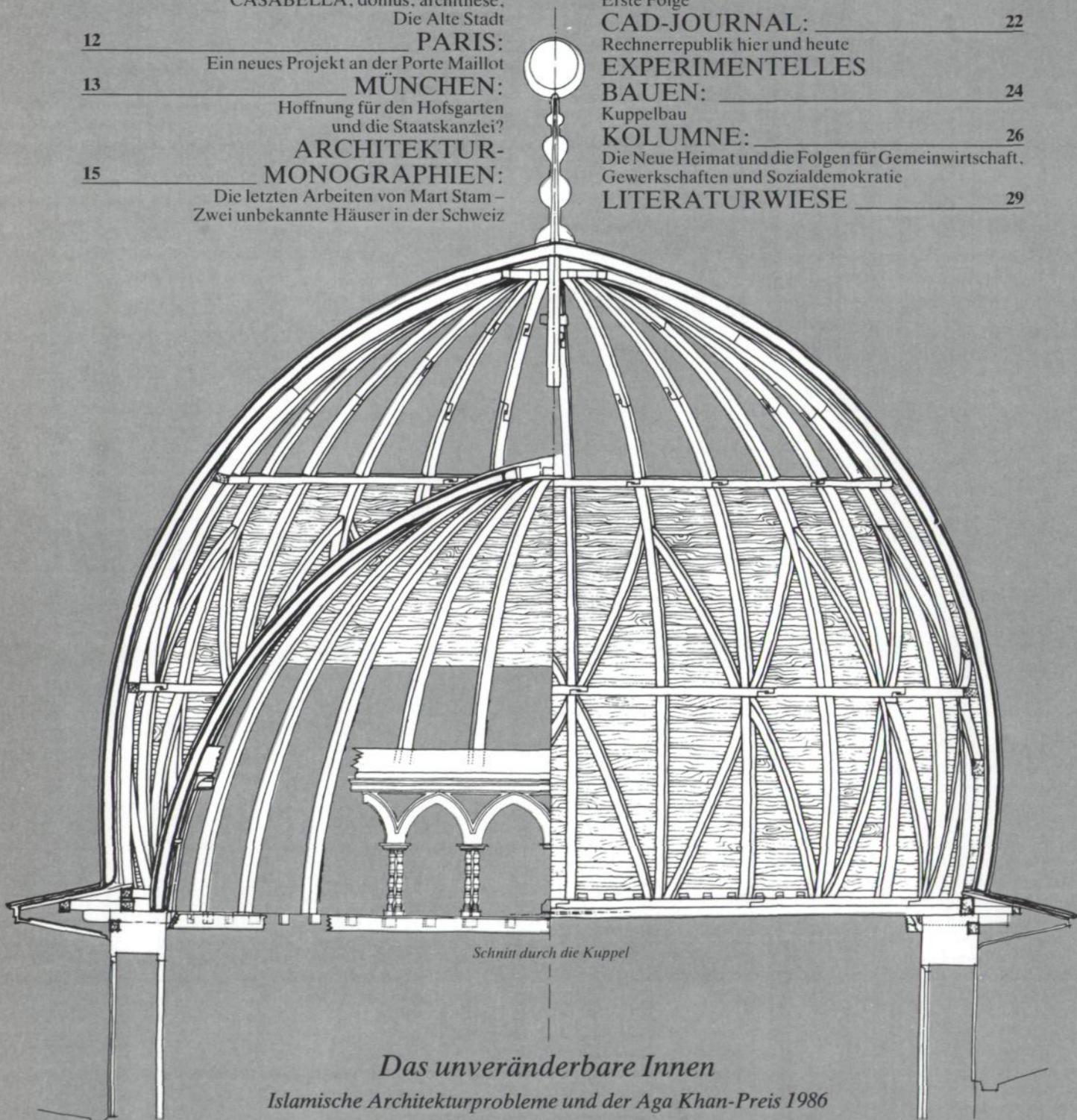


IN DIESER AUSGABE:

5	AGA-KHAN-PREIS 1986: Das unveränderbare Innen	ENTWURFSTHEORIE: _____ 18 Iannis Xenakis
8	ZEITSCHRIFTENSCHAU: CASABELLA, domus, archithese, Die Alte Stadt	STUDENTISCHES FORUM: _____ 20 Erste Folge
12	PARIS: Ein neues Projekt an der Porte Maillot	CAD-JOURNAL: _____ 22 Rechnerrepublik hier und heute
13	MÜNCHEN: Hoffnung für den Hofgarten und die Staatskanzlei?	EXPERIMENTELLES BAUEN: _____ 24 Kuppelbau
15	ARCHITEKTUR- MONOGRAPHIEN: Die letzten Arbeiten von Mart Stam – Zwei unbekannte Häuser in der Schweiz	KOLUMNE: _____ 26 Die Neue Heimat und die Folgen für Gemeinwirtschaft, Gewerkschaften und Sozialdemokratie
		LITERATURWIESE _____ 29



Das unveränderbare Innen

Islamische Architekturprobleme und der Aga Khan-Preis 1986

„Ein unveränderbares Innen und ein Außen / ständig neuer Revolutionen“, nannte der Dichter Muhammed Iqbal, der geistige Vater der muslimischen Republik Pakistan, die Welt des Islam. In welcher sichtbaren Gestalt stellt sich eine Welt dar, deren Äußeres „ständig neuen Revolutionen“ unterworfen ist? Zu den islamischen Religionsgemeinschaften bekennt sich ein Gemenge von Sprachen und Kultu-

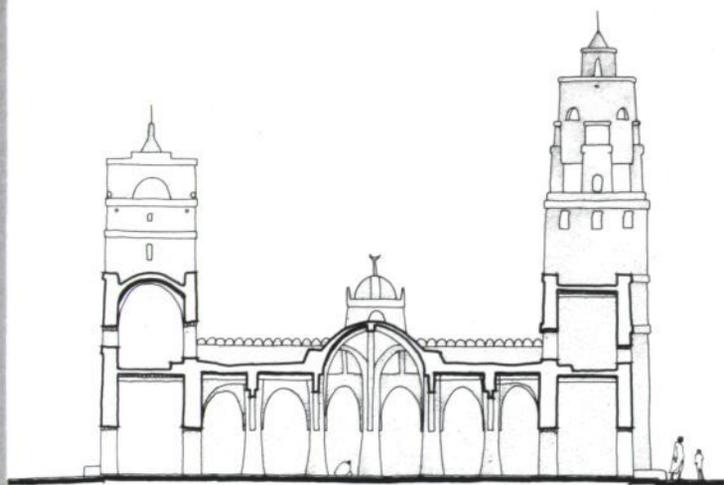
ren. Die mehr als vierzig Staaten, deren Bevölkerung ganz oder teilweise dem Islam angehört, bilden einen Gürtel, der von der afrikanischen Atlantikküste bis zum indonesischen Archipelagus im Pazifik reicht. Nicht einmal die Zugehörigkeit zu den ariden oder halbariden Klimazonen ist allen diesen Ländern gemeinsam.

Zum „unveränderbaren Innen“ gehören die religiösen Fun-

damente und die gemeinsamen geschichtlichen Erfahrungen: die Lehren des Koran als Wort Gottes, die Überlieferung der Taten und Reden des Propheten, die arabische Sprache als die Sprache der Offenbarung, die Hadsch, die Wallfahrt nach Mekka, die heute mit allen Hilfsmitteln des Massentourismus organisiert wird. Aber die kulturellen Lebensmuster islamischer Völker sind nicht weniger unter-

schiedlich als die geographischen Bedingungen. Den indonesischen Reisbauern und den Gebirgsbewohner im Karakorum, den muslimischen Fundamentalisten und den westlich geprägten Bildungsmuslim trennen Welten.

Was der Islam für die gegenwärtige Architektur bedeutet, ist eine Frage, mit der sich die Jurys auseinandersetzen haben, die alle drei Jahre den Aga-Khan-



Yaama-Moschee, Niger

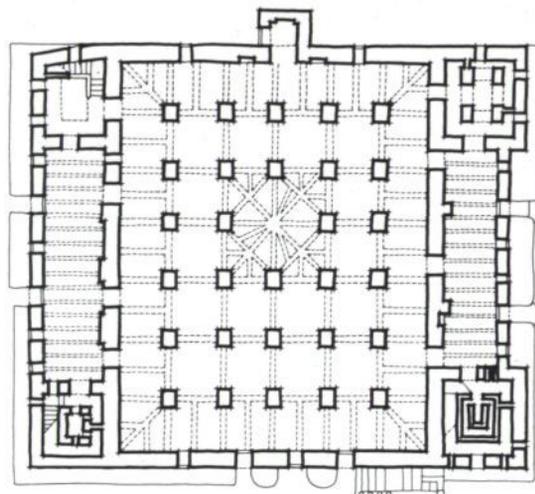
Preis für Leistungen aus den letzten fünfundzwanzig Jahren vergeben. Unlängst wurde der Preis in Marokko zum dritten Mal verliehen. Ausgeschrieben und mit einer Summe bis zu 500 000 Dollar dotiert hat ihn das Haupt der schiitischen Ismailis, der derzeit amtierende Aga Khan, Prinz Karim. Der fünfzigjährige Fürst hat praktische wie theoretische Probleme der islamischen Kulturwelt zu den seinen gemacht. Die Organisation seines Preises beschränkt sich nicht nur auf die Vergabe, sondern geht mit Seminaren, Forschungsprogrammen, Veröffentlichungen wie der Zeitschrift „Mimar“ und Archivarbeiten zusammen, die einer muslimischen Baukultur insgesamt dienlich sein sollen.

Zu den erklärten Zielen des Preises gehört die Förderung eines „geschärften Bewußtseins für die muslimische Kultur“, andererseits aber auch die Unterstützung einer Architektur, die dem zwanzigsten Jahrhundert angemessen ist. Der Konflikt zwischen beiden Forderungen ist den Jury-Entscheidungen der drei bisherigen Vergaben zu entnehmen. Gekürt wurden in diesem Jahr sechs Projekte. Es sind ein Wohnquartier in Casablanca, ein Sozialversicherungsgebäude in Istanbul, zwei Moscheen in dem nigerianischen Dorf Yaama und dem pakistanischen Städtchen Bhong sowie zwei Restaurierungsprogramme, die Stadtsanierung von Mostar in Jugoslawien und die Al-Aksa-Moschee in Jerusalem, die Mohammed errichtet haben soll, als er in der Nacht von Mekka nach Jerusalem entrückt wurde.

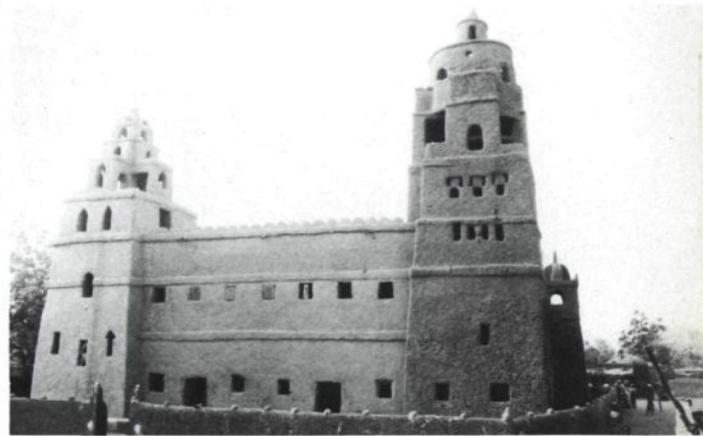
Technologisch anspruchsvolle Projekte, die zeitgenössische Konstruktionstechnik auf Probleme der Dritten Welt anwenden, hatten in diesem Jahr keine Chance. 1980 und 1983 waren noch die brillanten Zelt- und Spannseil-Konstruktionen des deutschen Architekteningenieurs Frei Otto für das Konferenzzentrum in Mekka und der amerikanischen Firma Skidmo-

re, Owings and Merrill für den Flughafen in Dschiddah oder die Wassertürme eines schwedischen Konsortiums in Kuwait durchgekommen. Hat die Re-Islamisierung inzwischen auch auf die Architektur übergegriffen? Ein Jury-Mitglied, der türkische Architekt Mehmed Doruk Pamir, spricht in seinem abweichenden Votum von einer irrationalen Neigung der Juroren zu Tradition, Historismus und Folklore, zu Handwerk und Volkskunst. Die großen Herausforderungen, denen sich die islamischen Völker gegenübersehen, erführen keinerlei Unterstützung. In der Tat: Wo wären in der Tradition Vorbilder für die großen Versorgungsaufgaben zu finden, für Bauten des Verkehrs oder der Wasserversorgung, für Flughäfen, Forschungsstätten, Industrieanlagen, für die Verwaltung und Unterbringung großer Bevölkerungsagglomerationen?

Die preisgekrönte Moschee in Yaama, einem Ort der Sahelzone, wurde von den Bewohnern der Dorfgemeinde unter der Anleitung eines erfahrenen Handwerkers in westafrikanischer Lehmbauweise errichtet. Für die Jury-Mehrheit stellt sie ein Werk aus der „Intelligenz des Herzens“ dar. Die zweite mit einem Preis ausgezeichnete Moschee in Pakistan ist Teil eines Komplexes aus Schule, Bibliothek und Herberge, der in fünfzigjähriger Arbeit entstand. Anregungen aus Lahore, Persien, Spanien und der Türkei, aber auch aus dem Westen kamen zusammen. Vergessene Handwerkstechniken wurden neu belebt. Für westliche Augen enthält das populäre Bauwerk ein kräftiges Kitsch-Element. Dagegen fand ein in Amerika und in Europa gerühmtes Großprojekt, das Kapitoll, das der amerikanische Architekt Louis Kahn für Dakka, die Hauptstadt von Bangladesch, entwarf, beim Aga-Khan-Preis keine Gnade. Man warf ihm formalistisches Pathos und kostspieligen Prestigecharakter vor. Diese Jury sei den



Grundriß



Südfassade

eigentlichen Kunstanstrengungen und zugleich allen Aufgaben in unvermeidlich großen Dimensionen ausgewichen, meinte die Minderheit der Preisrichter.

Die Auseinandersetzungen, die sich in der Jury des Aga-Khan-Preises abgespielt zu haben scheinen, kennzeichnen das zwiespältige Verhältnis der islamischen Welt zur Moderne. Hinter den allermeisten muslimischen Staaten liegen die Erfahrungen kolonialisierter Länder. Die koloniale Vergangenheit hat die Verbindungen zur eigenen Vorvergangenheit unterbrochen. Wo nach dem Zweiten Weltkrieg die jungen politischen Eliten der Entwicklungsstaaten nationale Identitäten formulieren wollten, entnahmen sie Planungstechnik und formales Repertoire nicht der vorkolonialen Tradition, sondern jener Moderne, mit der die Kolonialmächte großgeworden waren. Wohnungsblocks, Konferenzzentren und Universitäten, die überall aus dem Boden schossen, machten den eigenen Anspruch mit den Standards der ehemaligen weißen Herrschaft geltend. Ließ sich der indische Panjab von Le Corbusier eine neue Hauptstadt, Chandi Gorrh verschreiben, so mußten Louis Kahn für Dakka und, in Ermangelung weiterer Genies der westlichen Welt, Konstantin Doxiades für Islamabad, die neue Kapitale Pakistans,

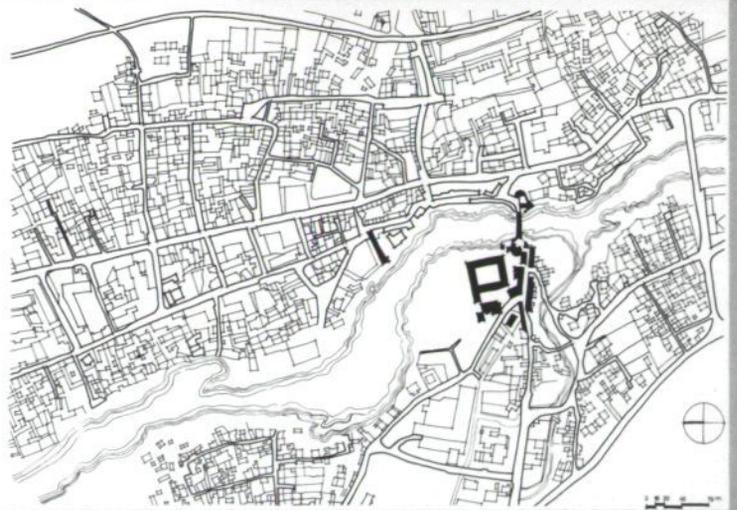


antreten. Die politische Abhängigkeit war aufgehoben, die kulturelle blieb. Planer und Architekten gingen in den Ateliers und Technischen Universitäten des Westens zur Schule. Die wirtschaftlichen Interessen der Industriestaaten taten ein übriges, westliche Architektur zu exportieren, die allenfalls die äußerlichen Kriterien lokalen Bauens als Dekorationsmotive übernahm.

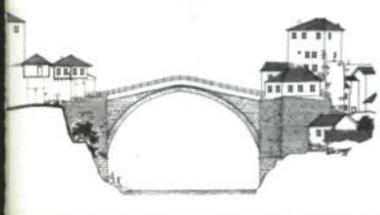
Die Krise der modernen Architektur in der westlichen Hemisphäre wurde in der Dritten Welt zur Katastrophe. Der Anstand der Armut und die Poesie der Nüchternheit, Eigenschaften der Architektur in den klimatischen Trockenzonen, sind längst verloren. Gemeinschaftliche Arbeit und wechselseitige Hilfe waren unerläßliche Bedingungen des transitorischen Bauens, das diesen Regionen angemessen war. Sie spielen keine Rolle mehr, seitdem dauerhafter Beton den wasserlöslichen Lehm abgelöst



Stadtsanierung von Mostar, Jugoslawien



Lageplan



hat und Holz gegen Termitenbefall resistent gemacht werden kann. Einheimische Bau- und Handwerkstechniken gerieten bei der Mechanisierung und Industrialisierung der Baustellen in Vergessenheit. Die schieren Abmessungen heutiger Projekte schalteten die kleinen Betriebe des örtlichen Baugewerbes aus, die für öffentliche Aufträge weder die nötige Personalausstattung noch das entsprechende Kapital, noch das technische und administrative Know-how besaßen. Fähigkeiten, die nicht in Anspruch genommen werden, verfallen. So wurden die Bauhandwerker zu Hilfsarbeitern westlich orientierter Unternehmen, die mit den modernen Bausystemen auch die fremden Fachleute für Montage, Installation und Elektroanlage importierten.

Auch Bewohner übernehmen keine Verantwortung mehr für die Umwelt, wenn die Größenordnungen unüberschaubar geworden sind und sie mit Bauty-

pen versorgt werden, die sich der Aneignung entziehen. Wo soll ein Mieter in den Wohnscheiben, die in den Außenbezirken entstehen, das Geflügel halten, das eine wichtige Nahrungsquelle der armen Bevölkerungsschichten darstellt – auf dem Balkon, sofern einer vorhanden? Islamisches Bauen war womöglich noch mehr als abendländische Architektur an die definierte Gruppe und das spezifische Territorium, an khitta, hara oder suq, gebunden und hatte Entscheidungen von Fall zu Fall getroffen. Der scheinbare Mangel an Ordnung und Übersichtlichkeit in den labyrinthischen Fuchsbauten orientalischer Städte rührte von der Vielfalt der Entscheidungen her, in denen sich das Bauen vollzog.

Vor diesem Hintergrund wird die versuchte Rückkehr zu den alten Werten, die sich an den diesjährigen Jury-Urteilen ablesen läßt, zumindest verständlich. Radikale Modernisierung provoziert radikale Reaktionen. Aber Erfolg wird ihnen nur bei günstigen Sonderbedingungen beschieden sein. Allein die Erhaltungsaufgaben übersteigen die Möglichkeiten der islamischen Staaten, in denen mehr als zwei Drittel der Bevölkerung am Rande des Existenzminimums leben. Die unzureichenden Lebensverhältnisse auf dem Lande, die irrationale Hoffnung auf die große

Stadt, die Arbeit und Fortkommen bieten soll und nicht bietet, und das rapide Bevölkerungswachstum haben einen Veränderungsdruck erzeugt, der alle historische Substanz gefährdet. Eine an historischen Bauwerken überreiche muslimische Kulturmetropole wie das mauerumwehrte Lahore im pakistanischen Panjab ist ein Monument der Baugeschichte, aber ein Slum für eine halbe Million Bewohner. Jede Maßnahme zugunsten des geschichtlichen Erbes bedeutet hier einen Eingriff ins Leben der Ärmsten, von dessen Härte man sich in unseren Breiten keine Vorstellung machen kann.

Wie jenseits der wenigen luxuriösen Bauaufgaben, die bei früheren Preisvergaben des Aga-Khan-Gremiums von Fall zu Fall berücksichtigt wurden, im Neubau Qualitäten islamischen Bauens zu realisieren wären, bleibt ein nicht minder großes Problem: ihre Einheit und ihre Vielfalt in der Variation, die Bedeutung des Außen- und vor allem des Hofraums, die umschließende Mauer und das öffnende Portal, der textile Charakter der Innenwände, die Gewebestruktur der Siedlungen, der ein ebenso dichtes Netz der sozialen Verknüpfungen entsprach.

Unternehmungen wie der Aga-Khan-Preis und die mit ihm verbundenen Initiativen sollten weniger mit ästhetischen Vorzügen oder sentimental-romantischen Ideologien argumentieren als mit den handfesten klimatischen, sozialen und ökonomischen Vorteilen, die traditionelles Bauen besaß und die sich in zeitgenössischer Architektur hinüberretten ließen. So sind kleine Gewerke in den meist überschuldeten Ländern der Dritten Welt schon deshalb empfehlenswert, weil sie arbeitsintensive und nicht kapitalintensive Praktiken nahelegen. Das Schöne zählt hier wenig, wenn es auf Kosten der Armut erkaufte werden muß. Es ist willkommen, wenn es sich als Folge und Ausweis des richtigen Handelns er-

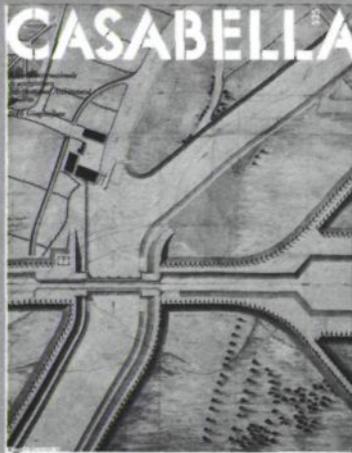
gibt.

In jenem Teil der Welt, in dem sich achtzig Prozent der Menschen ihre Bleibe meist in ungeplanten Squattersiedlungen selber errichten, muß im Wohnungsbau richtiges Handeln Hilfe zur Selbsthilfe heißen. Der Planer und Architekt, sagt der in Bombay lebende Planer und Architekt Charles Correa, kann bei der Wahl und Aufteilung des Baugeländes und bei der Anlage der Infrastruktur helfen. Aber wenn es an das Bauen der Häuser geht, ist alles, was er tun kann: zur Seite zu treten. Denn was immer er plant und bauen läßt, es wird zu teuer. Die Beispiele sind zahllos, wo Siedlungen für die ärmsten Bevölkerungsschichten vom Mittelstand übernommen werden, weil nur er die Mieten zahlen kann.

Für die übergreifenden Maßnahmen der Daseinssicherung müssen andere Kriterien gelten. Die Mitglieder der Aga-Khan-Jury, die in diesem Jahr so entschieden für die konservierende Fortdauer der alten Kulturen und die imitierende Nachschöpfung votierten, werden sich auf diesen Widerspruch einzurichten haben. Es muß den kleinen Maßstab geben, in dem der einzelne sein eigenes Schicksal auf die Weise, die er beherrscht, mitgestalten hilft. Und es muß den großen Maßstab geben, in dem die verfügbaren Mittel der Gegenwart so sehr auf Klima, Gesellschaft und Herkunft bezogen sein sollten wie möglich. Aus der Vergangenheit ist jedenfalls mehr zu lernen als nur deren Imitation.

„Wer eine Moschee baut, dem wird Gott eine ähnliche im Paradies bauen“, lautet ein Wort des Propheten. Sollte sich im Koran nicht auch ein freundliches Wort für jene finden, die dem Menschen zu einer angemessenen Bleibe auf Erden zu verhelfen suchen?

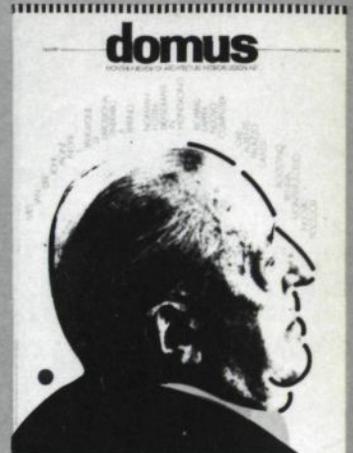
Wolfgang Peht



Casabella Nr. 525 – Juni 1986
 „Milton-Keynes – zwanzig Jahre später“ ist der Rückblick von Royston Landau auf Entstehung und Entwicklung dieser jüngsten der englischen New Towns beschrieben, die 1967 gegründet wurde und inzwischen 150.000 Einwohner zählt. Der Beitrag geht im einzelnen auf folgende Aspekte ein:
 ● den Einfluß von Vorbildern und Vorläufern auf das zugrunde liegende Stadtmodell – angefangen bei den sozialreformerischen Siedlungen wie *Saltaire* oder *Port Sunlight* über die *Howard'sche* Gartenstadt bis hin zu den *New Towns* der ersten (*Stevenage*, *Crawley*, *Harlow*) und der zweiten „Generation“ (*Cumbernauld*, *Hook*);
 ● die Bedeutung, die den Verkehrsverbindungen als strukturbestimmendem Element beigegeben wird, was im konkreten

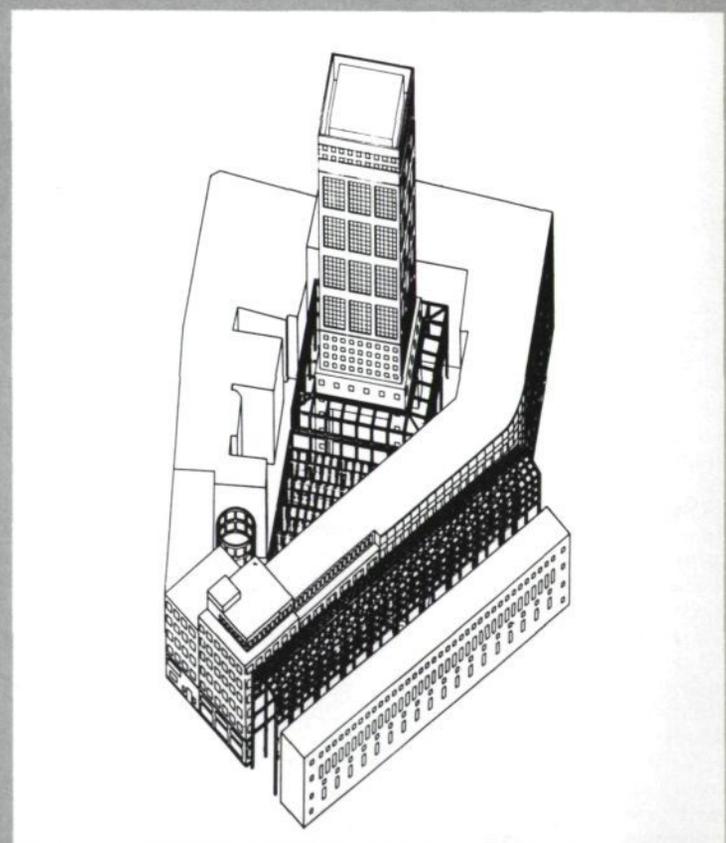
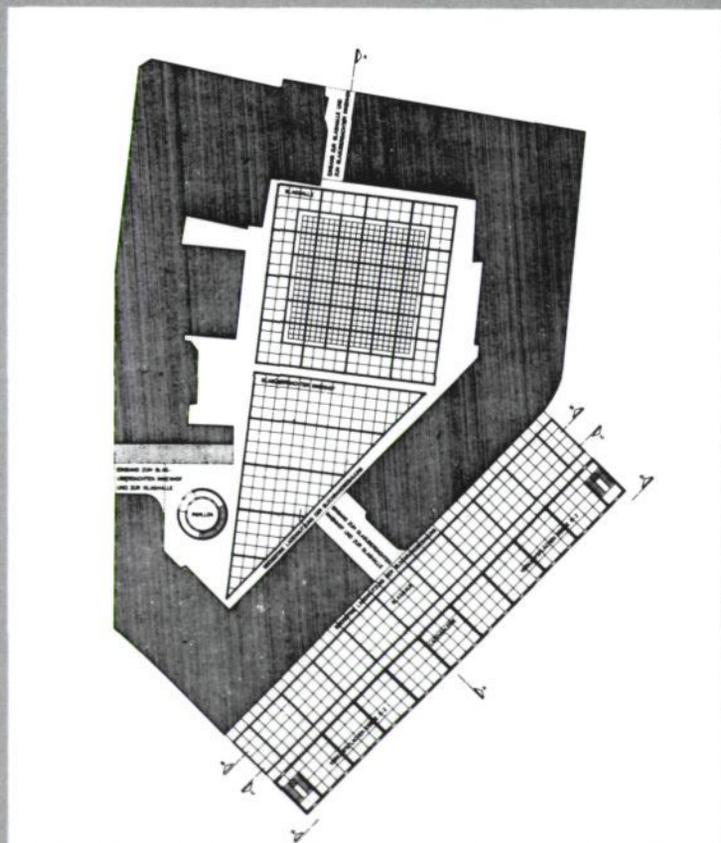
Fall zu der Grundsatzentscheidung zugunsten eines indifferenten Straßennetzes von Quadraten von jeweils einem Kilometer Seitenlänge führt;
 ● die Auswirkungen dieser planerischen Vorgabe auf die städtebaulichen und architektonischen Charaktere – d.h., die Aufsplitterung der Gesamtstadt in ein Nebeneinander von isolierten voneinander formal und funktional unabhängigen Quartieren;
 ● die Rolle des Chefplaners *Derek Walker*, der bewußt eine möglichst große architektonische Vielfalt durch die quartiersweise Auftragsvergabe an verschiedene, weitgehend renommierte, Architekturbüros anstrebt.
 Fünf dieser Wohnquartiere werden exemplarisch miteinander verglichen („*Netherfield*“ von *Jeremy Dixon*, „*Eaglestone*“ von *Ralph Erskine*, „*Bean Hill*“

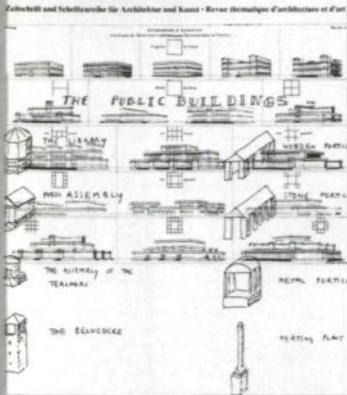
von *Norman Foster*, „*Hartley*“ von *Martin Richardson*, „*Olsbrook 2*“ von *Colquhoun* und *Miller*); in einem weiteren Abschnitt werden Konzeption und Durchführung der Planung für das sogenannte Stadtzentrum (*Central Area Development*) vorgestellt. Abgerundet wird der Beitrag durch einen Aufsatz von *Ron Herron*, in welchem dieser erläutert, warum Milton Keynes, die „*New Town* mit städtischen Ambitionen“, für ihn eben *keine* Stadt ist.
 Ansonsten stoßen wir in dieser Ausgabe von *Casabella* auf vier Wettbewerbsentwürfe von *O.M. Ungers* (Museumsinsel Hamburg, Museum in Speyer, Bebauung am Roßmarkt in Frankfurt, Landeshaus in Wiesbaden, begleitet von einem Essay von *Pierluigi Nicolini*, sowie eine umfangreiche Darstellung des kürzlich im Rahmen der IBA in Berlin fer-



tiggestellten Wohnblocks an der Lützowstraße von *Gregotti Associati*.
 Michael Peterek

domus Nr. 674 und 675
 Das dritte Quartal des Jahrgangs '86 der monthly review of architecture interiors design art, wie sich die italienische Zeitschrift im Untertitel nennt, besteht aus nur zwei Heften. Die Sommermonate Juli und August sind in Nr. 674 zusammengefaßt, die auf dem Titelblatt ein aufgepepptes Profilfoto von Mies van der Rohe trägt und aus Mangel an Reklameseiten fast nur halb so dick ausgefallen ist wie das September-Heft, das mit den im Deckblatt ausgestanzten Formen Assoziationen an (Weihnachts)Konfekt aufkommen läßt.
Mies van der Rohe, einer der Alt-Meister der klassischen Mo-





DIE ALTE STADT

In Verbindung mit Hans-Paul Bötsch, Ulrike Lehmann, Rudolf Hilberich, Eberhard Jockel und Friedrich Schick, herausgegeben von Otto Frei

Eine persönliche Stadt in Wien

Wienzer Kommunalpolitik

von Siegfried Hübner

Gottfried Feder und die NS-Stadtplanung

von Siegfried Hübner

Demographie und Stadtgeschichte

von Siegfried Hübner

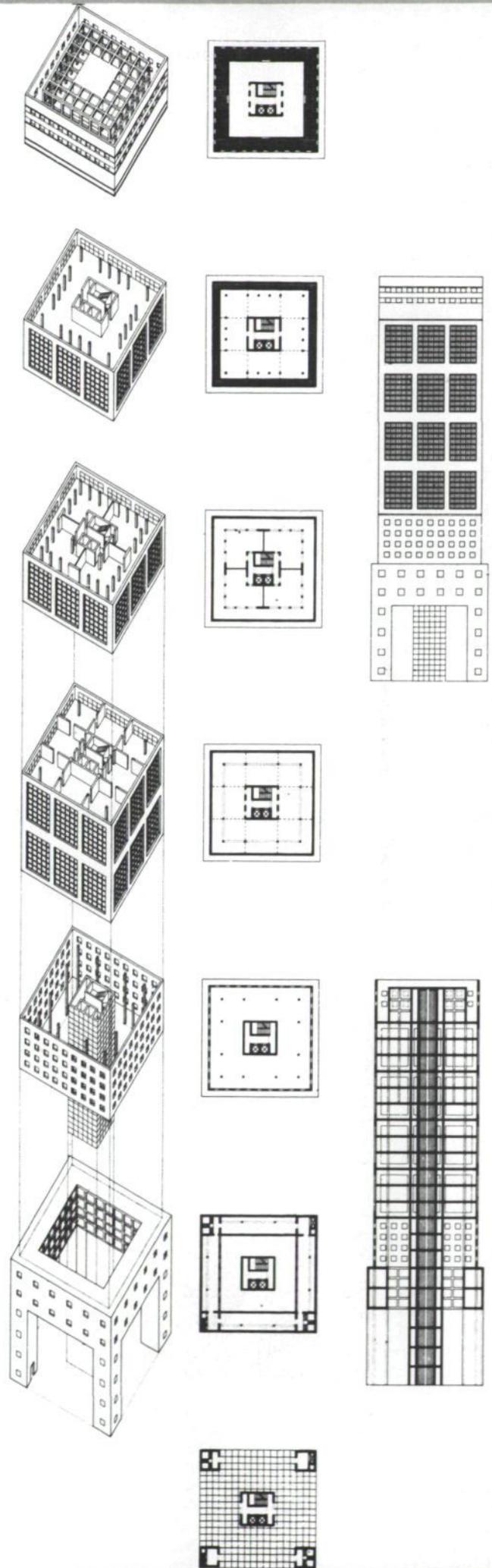
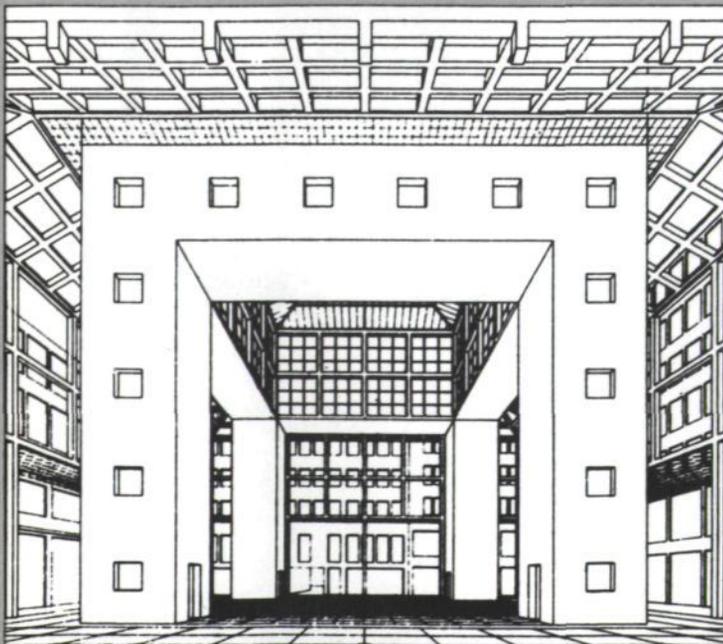
Altstadtsanierung, vom Beispiel Ravensburg

13. Jahrgang **3/86** Kohlhammer

derne, auf Blatt zwei eines bisher unveröffentlichten Vortragsmanuskripts: „Bau, wo er groß wurde, war fast immer getragen von der Konstruktion und die Konstruktion fast immer der Träger der Raumgestalt. Romanik und Gotik zeigen das in leuchtender Klarheit. Hier wie dort ist die Struktur der Sinnträger, der Träger selbst der letzten geistigen Inhalte. Ist das aber so, dann konnte eine Erneuerung der Baukunst auch nur von der Konstruktion erfolgen, und nicht durch willkürlich herangebrachte Motive.“ Und die Zeit der Rückgriffe, da die Erarbeitung zeitgemäßer Gestaltungsaussagen im Umraum nicht gelingen will, was zumindest für die Epigonen der Postmodernen-Meister zutrifft, beschert ihm eine posthume Neuaufgabe, die Rekonstruktion seines Barcellona-Pavillons von 1929, einschließlich der Kunst-

und Einrichtungsobjekte. An einen weiteren Alt-Meister wird erinnert, an Frank Lloyd Wright, dessen Villa Storer von 1923, in Hollywood, im vergangenen Jahr restauriert wurde. Möbelentwürfe von ihm, nochmals rund zehn Jahre älter, ergänzen den Rückblick, der ja auch als Anstoß für einen Blick voraus verstanden werden kann. Aber nicht nur das bewährte Alte, auch neue Beispiele enthalten die beiden Hefte. Die technisch hoch-gestylte Hongkong und Shanghai Bank von Norman Foster wirkt, alles in allem, doch recht aufdringlich, außen wie innen. „Unbehaust“ wirken auf den Innenraumaufnahmen dieses „Maschinengebäudes“ die Menschen. Kein gutes Beispiel, oder nur der Beweis dafür, daß unser „Geschmack“ auch in der Umraumgestaltung starken Wandlungen unterliegt?

Aus CASABELLA 525: Oswald Mathias Ungers; Geschäftshaus und Galeria am Roßmarkt, Frankfurt
Lageplan mit den vier architektonischen Elementen: rechts unten Galeria mit Geschäften, im Zentrum des Blocks quadratisches Glashaus, dreieckiger verglaster Raum und der kleine zylindrische Pavillon
Axonometrie des Blockes mit Turm, der sich über dem Glasskelet erhebt
Perspektive des Glashauses unter dem Turm
Elemente des Turmes



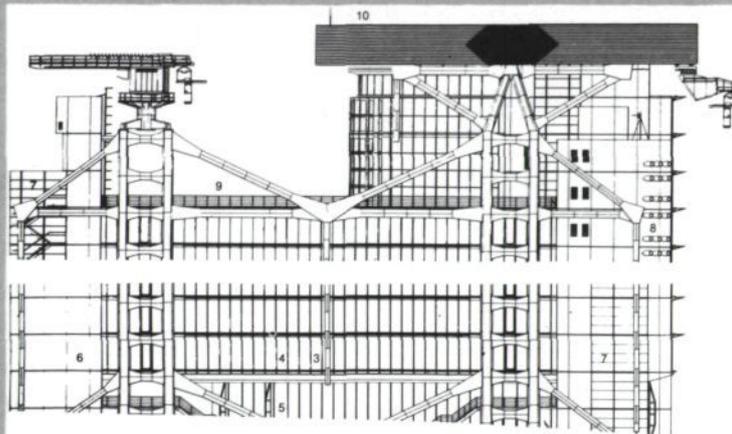
Die Römerberg-Bebauung, in Frankfurt/Main, von *Bangert, Jansen, Scholz*, derzeit noch nicht vollständig realisiert, die Gebäude an der Saalgasse befinden sich größtenteils noch im Rohbauzustand, werden auf drei Album-Seiten vorgestellt. Die sechs Fotos von Außen- und Innenräumen, auf denen kein Mensch zu sehen, der Turm des Kaiser-Doms von zwei Feuer- oder Fluchtleitern eingerahmt wird, deuten recht gut das Unbehagen an, das ich kürzlich empfand, bei meiner ersten Real-Konfrontation mit dieser auch für die Stadt entscheidenden Bebauung. Wieder kein überzeugendes Beispiel? Gemach, warten wir ab, nicht immer ist der erste Eindruck der Beste; Kunst – selten auf Umraumgestaltung im Sinne von Baukunst bezogen – war oft der Zeit voraus. Erlauben wir uns Erfahrungszeiträume. Architektur, wengleich zunehmend Moden ausgesetzt, sollte nicht wie Mode behandelt werden. Meinung über Architektur ist nicht an der „Garderobe“ abgebar wie eine Glitzer-, Pelz-, Fransen- oder Lodenjacke.

Teatro Studio, Milano, von *Marco Zanuso und Pietro Crescini*, dessen Saal und Bühne eine gestalterische Einheit bilden, deren Mauerziegel-Innenfassaden dem Raum den Charakter eines überdachten Platzes geben; ein „Marktplatz“ für das Theater, überspannt von einer sichtbaren Holzkonstruktion (!). Wenn die Realität den abgebildeten Fotos Stand hält, dann läßt sich in diesem Haus wahrlich Theater spielen, das selber das eigentliche Ereignis ist und nicht der „Auftritt“ der Besucher.

W.V. Hofmann

archithese 4 – 86

„Qualitätsarbeit“ – so *Les Choses 2* – scheint auch das Thema der *archithese 4-86* zu sein; ich erwähne den von *Les Choses* verwendeten Begriff „Qualitätsarbeit“ deshalb, weil beide Zeitschriften – wenn auch in unterschiedlicher Art, Weise und Gewichtung – nahezu die gleichen Gegenstände behandeln, die die gegenwärtige Architekturdebatte prägen. Steinmann und Nosedada veröffentlichen zum ersten Mal in deutscher Sprache an anderer Stelle erschienene Aufsätze und bisher unzugängliche Vorträge des „Architekturlehrers und -schriftstellers“ Alan Colquhoun, die alle um die „modernen und postmodernen Haltungen“ zu „Geschichte, Erinnerung, natürliche und gesellschaftliche Bedeutung, Typ, Bild usw.“ kreisen (Steinmann/Nosedada, „Die Wörter und die Dinge“, 4) – „ein alter Wunsch“, den sie sich „eben noch erfüllen“ können. Sie zählen Colquhouns Aufsätze „zu den wichtigen Äußerungen im

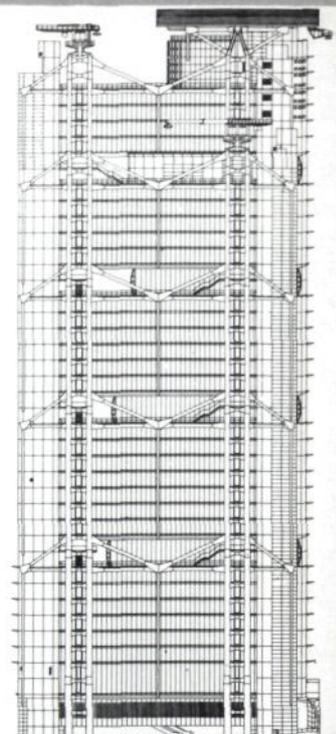


Details der Nordfassade
Maßstab 1:1500

- 1 Vierendeel-Mast
- 2 Hängeträger
- 3 Hängestütze
- 4 typische Vorhangfassade
- 5 Fassade mit Fachwerkpfeosten
- 6 Waben-Fassadenpaneel
- 7 Glas-Rasterfassade
- 8 Lufdüsen
- 9 Fluchterrasse
- 10 zukünftiger Hubschrauberlandeplatz

Aus domus 674:
Norman Foster, Hongkong Bank

Nord-Ansicht



Spannungsfeld von modernen und postmodernen Haltungen, gerade weil er (Colquhoun – E.K.) diese Haltungen nicht so zurecht macht, daß sie besser zu treffende Schießscheiben bilden“, etwa die Art, wie bestimmte Vertreter von postmodernen Haltungen die moderne Architektur verfälschen“ (4).

In „Eine Art, die gegenwärtige Lage zu sehen“ (5 ff), beschäftigt sich Colquhoun vornehmlich mit den Vorstellungen der „neuen Empfindsamkeit“ über die Herkunft „architektonischer Grundsätze“ in Abgrenzung zur „Modernen Bewegung“. Er diagnostiziert „eine Umkehrung der Standpunkte die die klassische Avantgarde in den 1920er Jahren eingenommen“ habe (6). Dieser „Umkehrung“ läge „ein starkes Gefühl“ zugrunde, „daß (die) Avantgarde (der 20er Jahre – E.K.) irgendwie ‚verraten‘ worden sei – im Grunde eine Kritik am „Positivismus“ der Modernen Bewegung. Die Notwendigkeit von architektonischen Grundsätzen, verstanden nicht als Verfassung der Architektur, sondern als implizite Regelung des „architektonischen Systems“, sei „durch den Positivismus“, der „anfänglich seine progressive Seite“ gehabt hätte, „innerhalb des Empirischen angesiedelt“ worden. Die gegenwärtige „Umkehrung“ der Auffassung der Moderne drücke sich in der „Neigung“ aus, „die Tradition als das zu sehen, was der Architektur ihre Verfassung (gäbe), während die empirische Handlung als Steuerung wirk(e)“ (7).

Das Geschichtsverständnis der „modernen Architektur“, das sich auf „zwei Auslegungen der Geschichte“, der „normativen“ und der „relativistischen“, grun-

de, versucht Colquhoun im zweiten Beitrag „Moderne Architektur und Geschichtlichkeit“ (8 ff) anhand eines historischen Diskurses zu erhellen. So sei der „Modernismus eine Weiterführung der positivistischen Merkmale des Denkens im 19. Jahrhundert“ gewesen; er habe die Architektur verstanden einerseits als „undurchsichtige, reflexive Wirklichkeit, die ihren eigenen inneren Gesetzen gehorch(e)“ und „eng ... mit ihrer eigenen Technologie“ verbunden sei, und andererseits als „reines Werkzeug“ zur Veränderung der Welt. Der „Modernismus“ habe also sowohl zur „relativistischen“ Geschichtsauffassung, „Berufung auf eine deterministische geschichtliche Entwicklung“, als auch zur „normativen“, Berufung „auf übergeschichtliche Konstanten“, gegriffen (15). Die Durchsetzung der Technologie in der Bauproduktion, „die die moderne Architektur in Aussicht gestellt („)“ habe, nimmt Colquhoun als Ursache der Auflösung der „Idealität der (modernen – E.K.) Architektur an sich“ und deren Reduktion zum „bloßen Mittel des ... Produktionsprozesses“ an (10). Die „Architektur“ sei daraufhin „entweder in den Bereich der Handhabung von Formen“ geflüchtet oder „in Methodologie“ umgewandelt und vertheoretisiert worden. Hieran setzt nach Auffassung Colquhouns „die gegenwärtige Kritik des Modernismus“ an: die „Architektur“ sei „eine künstlerische, nicht eine wissenschaftliche Disziplin“; die „Tätigkeit des Architekten“ habe eigene Erkenntnisziele; Ablehnung der Auffassung von Geschichte als „dauernder Entwicklungsprozeß“ und des in ihr enthaltenen „Parallelis-

mus“ zwischen „wirtschaftlicher und technischer Entwicklung“ und „künstlerischer Darstellung“. In Anlehnung an den „Strukturalismus“ des späten 19. Jhts., der eine Abhängigkeit der „architektonischen Bedeutung vom Bestehen“ historisch „festgelegter Typen“ behauptet, seien zwei Auffassungen über den „architektonischen Typ“ entstanden: Typ als das unveränderlich „Wesentliche einer Form, an das jede spätere Auslegung erinnern“ werde; Typ als geschichtlich überkommene „De Facto-Form, die reich an Bedeutung (sei) und die in unterschiedlichen geschichtlichen Umständen immer wieder interpretiert werden“ könnten (11 f). Die „Verwendung der Typologie“ im „Neorationalismus“ neige „zur ersten Auslegung“; der „architektonische Typ“ werde entsprechend der „Vorstellung von kulturellem Zusammenhalt, von Homogenität und von geschichtlicher Kontinuität“ betrachtet „als Mittel der kulturellen Erinnerung und für die Stadt als Medium, in dem diese Erinnerung tätig“ werde (12 f). Andere gehen noch einen Schritt weiter: auf der Grundlage der traditionellen Trennung zwischen Form und Substanz werden „beliebige stilistische Bilder“ wieder verwendet, ein Konzept, das sich nicht nur gegen den zusammenfassenden Anspruch des Modernismus richtet, sondern auch gegen den traditionellen Begriff der Angemessenheit“ von „Schmuck, Struktur und Zweck“ des Gebauten (13 f). Für Colquhoun ist weder die relativistische Auffassung von Geschichte noch ihr Gegenpart, die normative, annehmbar. „Die Kritik ist allen Wertes beraubt, wenn sie versucht, entweder in

der geschlossenen Welt ‚absoluter‘ formaler Werte oder in der grenzenlosen Welt des eklektischen ‚Spiels‘ zu wirken“ (16).

In den folgenden Aufsätzen geht Colquhoun differenzierter auf die im vorangegangenen angesprochenen Themen, Geschichtsauffassungen, Bedeutungshaftigkeit der Architektur, Typologie, Figur und „Arten von Postmodernismus“ ein: So versucht er in einem ideengeschichtlichen Diskurs, zum einen „Licht auf die gegenwärtige Situation in der Architektur zu werfen“ und zum anderen „ein Stück der Konfusion zu beseitigen, die das Wort ‚Historismus‘ in der Architekturkritik“ umgibt – mehr noch: den „Historismus, als Theorie verstanden, nach der alle soziokulturellen Erscheinungen geschichtlich bestimmt“ seien, als „Grundlage unserer Haltung zur Geschichte“ zu retten („Historismus“, 17 ff).

Die Erörterung der historischen und gegenwärtigen Auffassungen vom architektonischen Typ hält Colquhoun („Die Vorstellung von Typ“, 24 ff) für relevant, weil der „Begriff des Typs in der Architektur sehr wichtig (sei) – beim Bilden einer kritischen Begrifflichkeit und als Grundlage für das Entwerfen“ (24).

Sein Aufsatz „Form und Figur“ (29 ff) handelt von der „grundlegenden Dialektik“ zwischen Form und „Figur“, d.h. „eine(r) Struktur, deren Bedeutung durch die Kultur gegeben“ sei (29), ihre Berücksichtigung in der Architekturtheorie und ihre Erscheinungsweise in der Architekturgeschichte. Dieses Thema verdeutlicht er am Beispiel eines konkreten Gebäudes in Buenos Aires, dem Geschäfts-, Büro- und Wohnhauses von Agrest/Gandelsonas (1977–82) („über das Schreiben von Architektur“, 36 ff).

Zwei Arten postmoderner Kritik am Positivismus der Moderne stellt Colquhoun in seinem letzten Beitrag vor: die progressistische und die kulturalistische („Zwei Arten von Postmodernismus“, 39 ff). Die „Progressisten“ sehen das „Projekt der Moderne“ gescheitert und definieren den Postmodernismus als „Umgestaltung“ des Modernismus von innen durch einen radikalen Relativismus. Die „Kulturalisten“, ebenfalls vom Scheitern der Moderne überzeugt, postulieren hingegen „eine vollkommene Trennung“ von der Moderne und „eine Antwort“ auf sie „zugunsten der Tradition“. Die „zweite Art der postmodernen Kritik“, gerade im Bereich der Architektur verbreitet, untergliedert sich in die unterschiedlichsten „Auslegungen der Idee, zur Vergangenheit zurückzukehren“; ihr Unterscheidungsmerkmal sei der unterschiedliche

Grad des Absolutsetzens historischer Modelle, von der „Tradition ... als ein unbeschränktes Modell“ bis zur Verwendung traditioneller Formen „in einem parodistischen Sinn (...) oder mit unabsichtlicher Vulgarität“, – ihre Gemeinsamkeiten seien die Zurückweisung des „modernistischen Verbots der Nachahmung“ und die Entgeschichtlichung der Architektur. Die größten Unterschiede zwischen dem progressistischen und dem kulturalistischen Postmodernismus diagnostiziert Colquhoun in ihrer Haltung zur Geschichte, die des ersten „im wesentlichen historisch“ – ahistorisch die des zweiten, und in ihrer Haltung zum „Neuen“, offen und risikobereit der eine – konservativ der andere.

Ein anderer Autor befaßt sich als „Nachtrag“ mit einem weiteren Aspekt der architektonischen Postmoderne, mit einem weithin Unbeachteten: Peter untersucht das Zusammenwirken der Boffillschen „emphatischen Materialisierung des ‚historischen Zitats‘“ in den Banlieus von Paris („Abraxas“ und „Les Arcades au Lac“) und der „in Frankreich verkündeten ‚honneur retrouvé de la préfabrication‘“ („Cette architecture me déçoit beaucoup“, 43 ff). Auch hier läßt sich meines Erachtens eine „Umkehrung“ (Colquhoun) des überkommenen Standpunktes zum Material, zur Technik und Produktion feststellen. War der produktionsstechnische „Zwang bezüglich Herstellung, Material, Montage selbst zur Triebfeder des Entwurfs“ geworden, so wählt Boffill „formbare und unspezifische Materialien, welche ihm eigene Kompositionsmöglichkeiten offenhalten“. Material und Technik werden nun „als gegebenes und dienendes Verhältnis zur Figur des postmodernen Künstlers“ formuliert. „Die Ironie dieses Diskurses liegt aber gerade darin, daß er uns glauben macht, in der Verabschiedung des technischen Interesses eine Befreiung zu sehen“ (46).

Um nochmals den anfangs gebrauchten Begriff zu benutzen: Nosedo und Steinmann ist mit dieser archithese dank Colquhoun eine „Qualitätsarbeit“ gelungen. Mein Urteil gründet sich auf den einfachen Umstand, daß mich Colquhouns Aufsätze zum Nachdenken angeregt haben – was ich, der Vergleich sei mir gestattet, von jenen in Les Choses 2 nicht sagen kann. Die Ursache meiner positiven Reaktion liegt keineswegs in einer vermeintlichen Bestätigung meines Vorverständnisses oder in der Übereinstimmung mit einigen allgemeinen architekturtheoretischen Annahmen Colquhouns – im Gegenteil: eher an den inhaltlichen, auch methodischen Widerhaken der Texte, u.a. in den manchmal

zu vorschnellen Folgerungen aus theoretischen Annahmen und in den zu vereinfachenden konkret-historischen Argumentationsketten. Störend empfinde ich nicht die „Konstruktionen von ‚einerseits, andererseits‘“ (Steinmann/Nosedo), sondern die fast schon penetrante Reduktion der ganzen Chose auf eine immanente, für meinen Geschmack zu sehr geglättete Ideo- und Kulturgeschichte bzw. -theorie der Architektur. Colquhoun scheint seinen „Historismus“ da gründlich mißverstanden zu haben.

Erich Konter

Die Alte Stadt 3-86

Von der Zeitschriftenszene, die sich in den letzten „Wende“-Jahren entwickelt hat, hebt sich *Die Alte Stadt* wohltuend ab. Viele „Fach“-zeitschriften könnten heute auch als: „Bilderheft – jetzt auch mit Untertiteln“ bezeichnet werden. Dagegen hat *Die Alte Stadt* ihr interdisziplinäres Untersuchungsfeld behalten: die Stadt, deren Geschichte, Soziologie, Politik und Denkmalpflege Gegenstand der Reflexion sind und deren Einschätzungen zur Diskussion stehen. Der Untersuchungsansatz ist – durchaus im positiven Sinne – plural zu nennen, Artikel werden nicht zensiert – auch, wenn die darin wiedergegebene Meinung von der der Herausgeber abweicht. Rezensionen, die stets Bestandteil wissenschaftlicher Auseinandersetzung waren, erscheinen hier noch in einer Länge, daß Diskurs stattfinden kann. Andere Zeitschriften haben diese Rubrik meist entweder ganz eingestellt oder auf Kurzausgaben der Verlagswaschzettel reduziert.

Die ständige Rubrik „Altstadtsanierung: zum Beispiel...“ wird häufig von obersten Stadtplanern (Beigeordneten u.ä.) behandelt. Das birgt natürlich immer die Gefahr der Schönfärberei, aber auch hier ist Diskurs nicht ausgeschlossen. Außerdem gibt diese Rubrik nicht nur Informationen über die einzelnen Stadtsanierungen in Klein- und Mittelstädten, sondern – wertet man die Berichte einmal insgesamt aus – auch einen Überblick über die Zielvorstellungen des Verwaltungsdenkens in diesem Bereich. Akribische Finanzierungsnachweise der Sanierungen werden meist ebenfalls geführt. Das zu nennende Beispiel in diesem Heft ist Ravensburg und wird vom technischen Beigeordneten *Hans-Reinhard Rieß* behandelt.

Ein gutes Beispiel für die notwendige interdisziplinäre Betrachtung der Stadt geben die „Anregungen der historischen Demographie zur Erforschung der Stadtgeschichte“ von *Norbert Ohler*. Er verweist auf ganze Bündel von notwendig weiter zu

verfolgenden Hypothesen, die sich aus der historisch demographischen Forschung ergeben, die ausschließlich interdisziplinär zu untersuchen sind. In diesem Zusammenhang sei auch auf die hierzu grundlegenden und in ihrer Art sehr überzeugenden Arbeiten von *A.E.Imhof* verwiesen, (z.B. Die gewonnenen Jahre, Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben, München 1981).

„Eine preußische Stadt in Westfalen: Hamm, Historische Aspekte einer modernen Großstadt“ *Wilhelm Ribhegge*, an deren politischer (auch kriegsbezogener), wie ökonomischer Geschichte sich beispielhaft Stadtentwicklung vom 13. Jahrhundert bis in die Gegenwart nachvollziehen läßt: wer benutzt die Stadt und ihre Menschen zu wessen Vorteil in der geschichtlichen Abfolge mit welchen Konsequenzen.

Einen weiteren Beitrag zur „Weimarer Verfassung und kommunalen Ebene“ – der Ansatz von Hugo Preuß als Bestandsgarantie der gemeindlichen Selbstverwaltung? (vgl. auch Heft 2/86) liefert *Harald Pohl*. Es wird deutlich, daß die Kommunen bereits im Kaiserreich „nicht nur Träger umfangreicher sozialökonomischer Aufgaben waren, sondern auch immer maßgeblich die Versorgung und soziale Sicherung in den Kriegsjahren gewährleisteten und die politische Sicherungsrolle (!) im Zwischenspiel der Rätebewegung übernahmen“. Die Weimarer Verfassung (1919) bezog die Gemeinden wesentlich stärker in den zentralen Staat mit ein, danach ist die kommunale Selbstverwaltung „die Wahrnehmung öffentlicher Funktionen durch öffentlich-rechtliche Körperschaften an Stelle des Staates“ (Art. 127).

Die Planungsideo-logie des sich an diesen Staat anschließenden, des 3. Reiches, seiner Ideologieträger und ihrer Kontinuität bis in das Nachkriegsdeutschland werden von *Dirk Schubert* behandelt. „Gottfried Feder und sein Beitrag zur Stadtplanungstheorie“, technokratische Richtwertplanung oder nationalsozialistische Stadtplanungsideologie? Schubert diskutiert – in einem der besten Aufsätze, den ich von ihm bisher gelesen habe – besonders die scheinbare Ideologielosigkeit von Feders Werk und die offensichtlich weitgehende Akzeptanz seiner Planungsgrundlagen bis in die Gegenwart. Der Aufsatz sollte Pflichtlektüre werden für alle, die an den Mythen des Unpolitischen von scheinbar bloß technokratischen Planungsrichtwerten glauben.

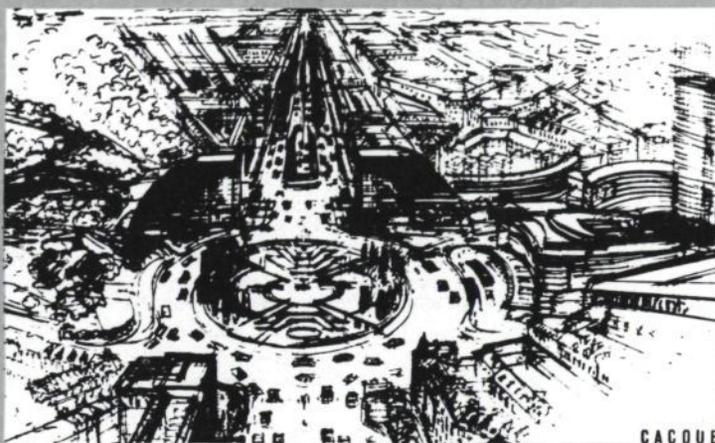
Volker Roscher

Zwischen Porte Dauphine, Porte Maillot und Porte de Ternes im Pariser Westen wird ein neues Mammutprojekt entstehen: ein Komplex von insgesamt 125.000 qm aus Bürogebäuden, einem Einkaufszentrum mit internationalem Warenangebot, einem Konferenzzentrum, verbunden mit dem Kongreßpalast und 2000 Parkplätzen im Untergeschoß. Das Programm wird ergänzt durch ein Luxushotel mit ca. 400 Zimmern und einer Parkanlage von 3 ha.

Für dieses kommerzielle Vorhaben wird der letzte noch unbebaute Flecken des teuren Pariser Westens genutzt. Bis jetzt ist an dieser Stelle nichts als ein breiter Graben zu sehen, die Peripherique, die Stadtautobahn, die Paris fast ringförmig umschließt und hier in mehreren Metern Tiefe verläuft. Tatsächlich stellt sie ein städtebauliches Problem dar. Sie trennt die Stadt von ihren hochverdichteten Vororten, an ihren Rändern kommt es zu Verfallerscheinungen der Bebauung, Lärm und Abgase belastigen die Anwohner. Die Überbauung, die hier Abhilfe schaffen könnte, schon lange in der Diskussion jedoch wegen der immensen Kosten nicht realisiert (pro Meter ca. 1 Millionen Francs ca. 350.000 DM), bekommt die Stadt jetzt in diesem Abschnitt umsonst. Denn die Finanzierung des Gesamtprojektes wird von einer Franco-Kanadischen Gruppe privater und halbstaatlicher Geldgeber übernommen.

Sie haben sich einen Standort

Ein neues Projekt an der Porte Maillot



CACOUR

ausgesucht, der auch im Pariser Westen noch zu den privilegierten gehört und zu den begehrtesten Pariser Adressen für nationale und internationale Unternehmen zählt. Die ungewöhnliche Baustelle liegt an der berühmtesten Meile von Paris, an der Triumphachse, die vom Louvre über die Champs-Élysées und den napoleonischen Triumphbogen bis zum „Manhattan an der Seine“, der Bürohochhauslandschaft La Defense. Hier ist die ‚Welt des Luxus‘ zuhaus, hier hat das Regierungskabinett seinen Sitz, hier befindet sich der Kongreßpalast, internationale Firmen haben hier ihre Niederlassungen.

Porte bedeutet „Tor“ und die Bezeichnungen Porte Dauphine, Porte Maillot und Porte de Ternes wollen darin erinnern, daß hier einmal die Stadttore der in den 20er Jahren geschliffenen Festungsanlage gestanden haben. Porte Maillot nimmt unter ihnen eine exponierte Stellung ein, zu ihr führt die historische Achse. Diesem soll durch eine besondere Gestaltung Rechnung

getragen werden. Der Architekt Olivier-Clement Cacoub schlägt zwei viertelkreisförmige Gebäude mit transparentem, ebenfalls viertelkreisförmigen Kern vor, die „offenes Tor“ symbolisieren. Der Eindruck einer Öffnung wird nicht dadurch unterstrichen, daß der Gebäudeabstand von 110 m größer ist, als der Abstand der nachfolgenden Straßenrandbebauung von 70 m. Zugunsten ihrer besonderen Bedeutung wurde auf die Einhaltung der Regelung verzichtet, daß sich Neubauten an der Höhe der historischen -Bebauung zu orientieren haben. Mit 50 m überragen sie ihre Umgebung ebenso wie der Triumphbogen am Place Etoile. Er liefert auch den Maßstab, denn er ist ebenfalls 50 m hoch.

Der an das „Tor“ angrenzende Gebäudekomplex und das Luxushotel mit seinen sieben bis acht Stockwerken müssen sich dem Höhendiktat ihrer Umgebung unterwerfen. Kommerzielle Nutzung auch bei Gebäuden, denen symbolische Bedeutung beigemessen wird, das ist m.E., die Städtebaupolitik des konservativen Pariser Bürgermeisters und französischen Premierministers Jaques Girac. Noch vier weitere Projekte dieser Art, die ebenfalls im Bereich ehemaliger Stadttore liegen, hat er angekündigt. Zum Wohle der Stadt natürlich, deren Image als internationale Metropole des Handels dadurch weiter aufpoliert werden soll.

Monika Allers

Europäischer Preis für die Rekonstruktion der Stadt

An Preisgeldern werden 1 Million Belgische Francs (BF) ausgeschüttet. Der Preis umfaßt

- 2 Preise von 750.000 BF, einer für ein klassisches Werk der Architektur, der andere für ein vernakuläres Gebäude. Die Arbeiten müssen in dauerhaften Materialien ausgeführt sein und sollen zur Rekonstruktion einer Welt beitragen, die, da allen gemeinsam, dauerhaft, solide und schön ist. Die Preise werden ausgelobt nach Auswertung eines Portefeuilles, das die für das Projekt wesentlichen Informationen (Lageplan, Risse, Schnitt, Photographien) enthalten muß. Das Portefeuille soll desweiteren 5 „A3“-Blätter umfassen, ein Blatt für Details, vier Blatt zur Beschreibung der verwendeten Materialien und Verfahrenstechniken. Zusätzliche Unterlagen sind erlaubt.

- Ein Preis von 300.000 BF für einen Essay über klassische und vernakuläre Architektur. Der Essay kann ein unveröffentlichtes Manuskript, ein Artikel oder eine Publikation sein. Acht Kopien müssen entweder in franzö-

FONDATION • PHILIPPE • ROTTHIER

PRIX EUROPEEN
de la
RECONSTRUCTION
de la
VILLE



EUROPEAN AWARD
for the
RECONSTRUCTION
of the
CITY

sischer oder englischer Sprache eingesandt werden. Der Beitrag sollte nicht länger als 50 Seiten sein.

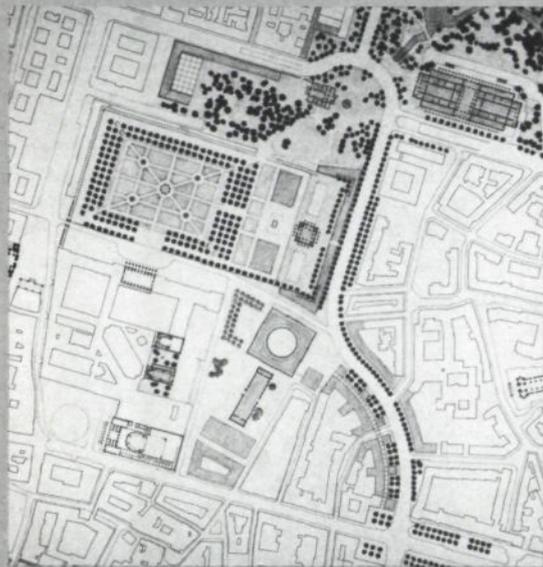
Der Preis wird im Juni 1987 durch eine Jury ausgelobt werden, zu der Maurice Culot, Präsident der Fondation pour l'Architecture in Brüssel, Marc Breitman (Paris), Michel Garay (San Sebastian), Jean-Philippe Garric (Toulouse), Dan Cruickshank (London), Leon Krier (London) und Francois Loyer (Paris) gehören.

Ein Bronzemedaille, geschaffen von Christian Höpfer nach einer Idee von Leon Krier wird an den ausgelobten Projekten angebracht werden, die darüberhinaus in AAM veröffentlicht werden. Die Fondation pour l'Architecture in Brüssel und die Archives d'Architecture Moderne werden im Oktober 1987 die ausgewählten Projekte ausstellen.

Die Arbeiten müssen bis zum 30. April 1987 bei der Fondation pour l'Architecture, 55, rue de l'Ermitage, 1050 Brüssel, Belgien, eingegangen sein.

Entwurfsseminar in München

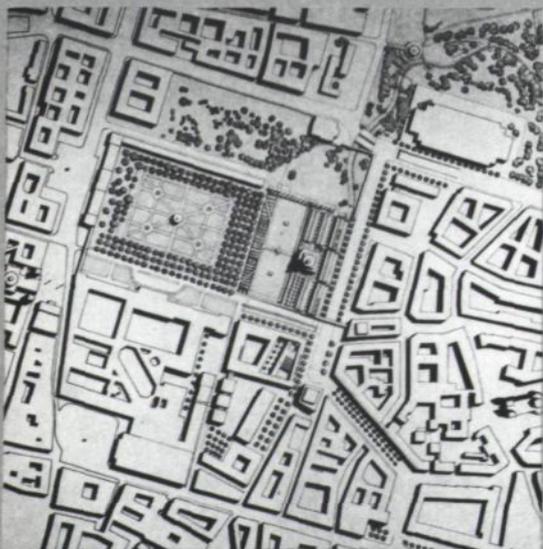
Hoffnung für einen Hofgarten, eine Staatskanzlei und eine Stadt?



Stephan Braunfels



Joseph Paul Kleihues



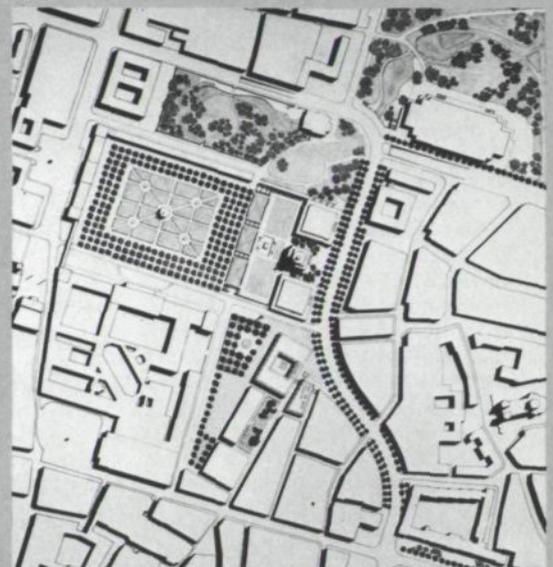
Otto Steidle

Eine Dezemberwoche lang veranstaltete die Stadt München, in dieser Sache Gegnerin des Freistaates Bayern, also der Landesregierung, ein städtebauliches Entwurfseminar. Da sollte geprüft werden, ob es nicht eine bessere Lösung gebe als die schon beschlossene, die Staatskanzlei an die Ostseite des Hofgartens zu bauen, mit dem hier autobahnähnlichen Altstadtring auf der anderen Seite. Ein Gebilde der Macht und der Machtdemonstration (das mit ins Programm aufgenommene „Haus der Bayrischen Geschichte“) würde hier für Jahrhunderte eine Situation zubauen, die unsere Vorfahren, sieht man vom Sündenfall des wilhelminischen Armeemuseums ab, jahrhundertlang respektiert haben: die Verbindung von Baukunst fürstlichen Anspruchs, jedoch klassizistisch-nüchternen Zuschnitts mit einem auf die Renaissance zurückgehenden Hofgarten und den fast beiläufig hineinspielenden Ausläufern des heutigen Englischen Gartens.

Warum mißrät die Jahrhundertaufgabe, dem obersten Repräsentanten des demokratisch wählenden bayrischen Volkes eine angemessene und in ihrer Notwendigkeit von niemand bestrittene Kanzlei zu bauen? Anstatt daß dies ein Traum von Architekten und kulturinteressierten Bürgern, der krönende Abschluß der Wiederaufbauphase wäre, wurde das Projekt zu einer Querele sondergleichen, zu einem Entwurf unter der erhalten gebliebenen Armeemuseumskuppel, einem Entwurf, zu dem sich nicht einmal mehr die eigenen Autoren öffentlich bekennen, nur noch die politische Spitze.

Dem Entwurfseminar war doppelte Mißgunst vorausgegangen, die der veranstaltenden Behörde, die verspätet und lieblos einlud, und dann jene von Architekten, die zwar öffentlich alle gegen die drohende Bausünde sind, anderen aber von der Teilnahme abrieten.

Trotz alledem: Die Pressekonferenz, auf der der Münchener Oberbürgermeister Kronawitter und Stadtbaurat Zech die Ergebnisse der acht Gutachter vorstellten, ließ an ein Pfingstwunder



Heinz Hilmer und Christoph Sattler



Leon Krier



Peter Petzold

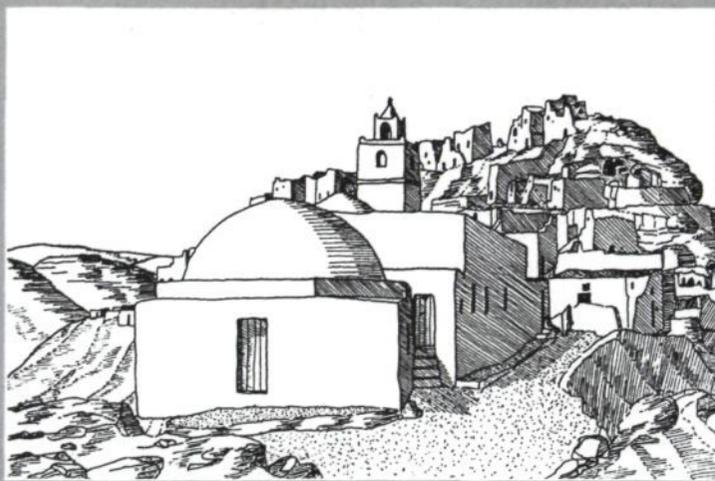
mitten im Advent denken. Sieben der acht waren zu dem Schluß gekommen, daß in dem noblen Gebiet zwischen dem Landwirtschaftsministerium an der von-der-Tannstraße im Norden und der Kreuzung des Altstadttringes mit dem von ebendiesem beschädigten Maximiliansforum im Süden, gleicherweise einer Bausünde europäischen Ranges, Platz genug gebe, eine Staatskanzlei zu errichten, Museen noch dazu, ein historisches, die dringend benötigte Staatsgalerie moderner Kunst. *Stephan Braunfels*, der unermüdlige Mahner und Anreger, das Team *Heinz Hilmer und Christoph Sattler*, *Joseph Paul Kleihues*, *Leon Krier*, *Otto Schultz-Brauns* und *Otto Steidle* sind diese sieben. Bei dem „Minderheitenvotum“ des achten, dem von *Peter Petzold*, der das gesamte Programm wie in der bisher beabsichtigten Planung beiderseits der Kuppel unterbringen will, ist vielleicht nicht auszuschließen, daß hier etwas auf die Spitze getrieben werden sollte.

Fast einhellig trugen die Gutachter, unterstützt vom Kunsthistoriker *Adrian von Buttlar*, dem Landschaftsarchitekten *Peter Kluska*, dem Verkehrsplaner *Hansjörg Lang* und moderiert von *Egbert Kossak*, ihre Absicht vor, den Torso des Armeemuseums mit der Kuppel sowie das davor liegende Kriegerdenkmal als besonders sprechenden Kontrast unberührt zu lassen, eine landschaftliche Fassung zu finden, den Altstadttring verschmälernd zu humanisieren und zu zivilisieren und gerade dadurch der Staatskanzlei einen angemessenen Standort zuzuweisen, entweder im Bereich des Landwirtschaftsministeriums oder des heute noch ruinös-ungeordneten Marstallgeländes östlich der Residenz. (Es fehlt hier der Platz, auf die einzelnen Entwürfe einzugehen. Sie werden vom 11. bis 18. Januar im Münchener Rathaus ausgestellt.)

Die Stadtspitze zögerte nicht, ob des Ergebnisses mehrfach die Vokabel „fasziniert“ zu gebrauchen, und die Münchener Fachkollegen stimmen weithin in dieses Urteil ein. Nur: Was zählt schon die Meinung der Stadt und vieler unabhängiger Fachleute vor dem geballten Willen des Staates, auf eigenem Grund bereits erworbenes Baurecht auch zu nutzen? Es zählt vielleicht die Kraft des Arguments.

Noch nie war die Chance so groß, dank der Ergebnisse dieses Entwurfsseminars, zu einer städtebaulichen Lösung von Rang zu kommen. Aber auch noch nie so deutlich, was München passiert – wenn nichts als das bisher Gewollte passiert.

Oskar Holl



Berberdorf erforscht

– „King Fahd Award“ für GhK-Studenten

Den zweiten, mit 2.500 US-Dollar dotierten Preis des „First world-wide student competition for excellence in design and research in Islamic architecture“ gewann eine Studentengruppe der Gesamthochschule Kassel (GhK) aus dem Studienbereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung für die Bestandsaufnahme eines Berberdorfes in Tunesien. Der erste Preis im Wettbewerbsenteil Forschung ging an Studenten der Universität Havard, USA.

Die Kasseler Studenten hatten sich, angeregt und betreut von Jochem Jourdan und unterstützt von Lucius Burckhardt, darangemacht, ein rund 1.000 Jahre altes, noch heute bewohntes Berberdorf in Südtunesien durch zeichnerische Bestandsaufnahmen, Aquarelle und Freihandzeichnungen zu erfassen. Die in Chenini ansässigen Berber bewohnen noch immer Felsenhöhlen, die sie trotz einer unweit davon für sie neuerbauten Stadt nicht verlassen wollen. Während die Höhlen noch intakt sind und ihre Bewohner optimal vor dem extremen Klima schützen, ist die alte Speicherburg aus dem Beginn dieses Jahrhunderts mit ihren Stuckarbeiten bereits stark verfallen.

Betr.: 87 ARCH⁺ Der Teufel steckt im Detail
Anmerkung zur neuen Zielsetzung der ARCH⁺

Die Wende auch bei ARCH⁺? Rund zehn Jahre fungierte ARCH⁺ als „Zeitschrift für Architekten, Stadtplaner, Sozialplaner und Kommunalpolitische Gruppen“ und war unter dieser Zielsetzung „die Zeitschrift“ für Planer diverser Disziplinen. Der inhaltliche Schwerpunkt hat sich langsam verlagert – das für Stadtplaner letzte relevante Heft ist inzwischen über 2 Jahre her; seit-

Für ihre zeichnerische und soziokulturelle Bestandsaufnahme dieses letzten „Höhlenbewohnerdorfes“ Tunesiens – die erste Bestandsaufnahme, die es gibt – wurde die Kasseler Gruppe mit dem von der Organisation of the Islamic Conference ausgesetzten „Merit Award for Excellence of Research in Islamic Architecture“ bedacht. Die Entscheidung über die Preisvergabe wurde von der „Internationalen Kommission für die Pflege islamisch kulturellen Erbes“ unter Vorsitz von Prinz Faisal Bin Fahd Bin Abdulaziz getroffen. Die Preisträger sind Harald Bräutigam, Erica Engel, Asam Ghodstinat, Dieter Häfner, Frank Hillesheim, Nooradin A. Rashid, Mounir Ben Aissa und Guido Weller.

Trotz erheblicher Widrigkeiten bei der Bewältigung des Projekts planen einige Studierende, so Gruppenmitglied Guido Weller, an dem Thema weiterzuarbeiten: eine Ausstellung in Tunesien mit Hilfe des dortigen Goethe-Instituts und die Entwicklung eines Konzepts zur Erhaltung des Dorfes für ihre Bewohner als herausragendes Beispiel islamischer Architektur sind angestrebt.

dem nimmt Architektur, CAD und sonstiges überhand. Nun hat sich ab Heft 87 auch die offizielle Zielsetzung angepaßt: Ganz kleingedruckt steht da nur noch „Zeitschrift für Architektur und Städtebau“. Planung ade? Hinter dieser Formalie steckt sicherlich mehr, sonst hätte man sich nicht die Mühe gemacht, einerseits die Wende im Kleingedruckten zu verstecken, andererseits aber mit tief sinnigen Überschriften eben diese unsere neue Richtung anzukündigen. So ist es kein Zufall, daß die zehnjährige Phase interdisziplinärer Ansätze in Heft 86 –

im Jahre 1986 – mit einem „Fertig zum Abhub“ endigt; ebenso ist es kein Zufall, wenn man kommentarlos das Kleingedruckte ändert und dann ganz groß drunter schreibt „Der Teufel steckt im Detail“. Kann man die Wende heimlicher einläuten? Im folgenden überrascht es dann auch nicht mehr, daß der erste Artikel unter der neuen Überschrift ganz vorsichtig formuliert: „Die Welt ist reif für den Architekten als Visionär“. Es kann nun nicht mehr lange dauern, dann wird der lästige Zusatz „und Städtebau“ auch noch gestrichen, schließlich war diese Disziplin schon immer ein Nebengleis der herrschenden Architektur. Habt acht vor Heft 88.

Ronald Kunze

Betr. 87 ARCH⁺: Ausstellung – Stein bei Nürnberg

Das mittlere Bild paßt nicht zur Bildunterschrift. Es zeigt natürlich nicht das schlichte, 1859 errichtete Arbeiterwohnhaus, sondern das bessere, 1892 erbaute Beamtenwohnhaus.



VERMISCHTES

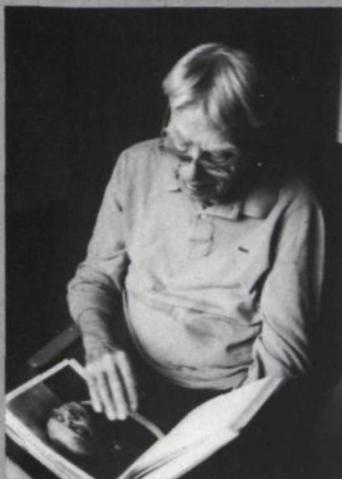
Informationsschrift für Studienanfänger

Zum fünften Mal hat der Bund Deutscher Architekten BDA eine Informationsschrift für Studienanfänger und Schulabsolventen herausgegeben.

Gegenüber der vierten Auflage, die im März 1982 erschien, sind die Studienbedingungen an allen 55 Ausbildungsstätten, an denen Architektur und Städtebau studiert werden kann, auf Grund einer Umfrage des BDA-Bundessekretariats aktualisiert und ergänzt worden. Nach den Empfehlungen der Studienreformkommission Architektur werden die Schwerpunkte der Architekturausbildung dargestellt. In zahlreichen Einzelbeiträgen schreiben Architekten und Hochschullehrer über den Beruf und seine derzeitigen Perspektiven; einzelne Studiengänge an Universitäten, Fach- und Gesamthochschulen werden beispielhaft erläutert.

Architektur. Informationsschrift für Studienanfänger. Hrsg. Bund Deutscher Architekten BDA, Redaktion: Carl Steckeweh und Monika Krämer, 132 Seiten, Bonn 1986.

Bezug: BDA, Ippendorfer Allee 14b, 5300 Bonn 1, Preis: DM 6,- gegen Voreinsendung von Briefmarken, Stichwort: Info-Schrift.



Mart Stam, November 1985

Er ist nicht unter seinem Architektennamen begraben: die Grabinschrift lautet: „1899 Martin Stam-Heller 1986“. Ein einfaches Holzkreuz mit dieser Inschrift weist auf seine letzte Ruhestätte auf dem Zürcher Friedhof Enzenbühl hin. Zwanzig Jahre lang lebte er mit seiner Frau „igendwo in der Schweiz“, wie das offene Ende einer Biografie im BOUWKUNDIG WEEKBLAD von 1969 bemerkt. Stam löste sein Büro in Holland 1966 auf, zog sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurück und lebte seitdem in der Schweiz unter verschiedenen Decknamen.

Es schien darum auch gerechtfertigt, daß jene Zeitschrift 1969 das Resümee aus einem Werk zog, von dem angenommen wurde, mit einem Wohnhaus in Hierden aus dem Jahre 1965 abgeschlossen zu sein, einem Haus, dessen Veröffentlichung nie die enorme internationale Verbreitung fand, wie die Fotos der Wohnungen, die Stam damals, 1927, für die Werkbund-Siedlung in Stuttgart baute. Das Haus in Hierden war nicht einmal anders über die Grenze gelangt, als

Nachdem Mart Stam in den 60er Jahren Holland verlassen hatte, um in die Schweiz zu übersiedeln, baute er 1966 für seine Frau und sich ein Haus im Tessin, das sie während drei Jahren bewohnten.

Auf dem ansteigenden, terrasierten Grundstück erhebt sich die zweigeschossige Villa, sorgsam in die Landschaft eingebettet. Ein Kiesweg verläuft von der Straße her parallel zur nördlichen Grenze der Parzelle und biegt im obersten Teil der Gartenanlage ab, um direkt zum Hauseingang zu führen. Es ist wichtig, zu betonen, daß der Kiesweg stufenlos angelegt ist, denn dadurch verstärkt sich die Dynamik, die sich im Innern des Hauses fortsetzt.¹⁾ Die schrägestellte Mauer des nordwärts gelegenen Eckzimmers nimmt die Bewegung des Weges auf. Diese Bewegung findet in der schwing-

im Format eines Kontaktabzugs in der englischen Übersetzung derselben BOUWKUNDIG WEEKBLAD-Ausgabe.

Es ist auch „gewöhnlich“ genug, um unbekannt zu bleiben. Das „Gewöhnliche“ war ja ein Entwurfskriterium von Stam; Einfachheit bedeutete eine Herausforderung, etwas woraus er als junger Architekt eine neue Art von Entwurfsfreude zog, und das auch die elegante Form seines bekannten Stahlrohrstuhls voller Überzeugung ausstrahlt. Diese Freude schien bei seinem letzten Entwurf in Holland verloren.

Daß Stam ein Jahr später, im Entwurf eines Hauses für sich und seine Frau, zu einer ganz anderen Art von Architektur überging, war bis heute unbekannt geblieben. Simone Rümmele, eine Kunstgeschichtsstudentin, fällt die Ehre zu, dieses Haus entdeckt zu haben. Simone Rümmele besuchte das Haus nach Mart Stams Tod, ebenso wie ein zweites, das er 1969 entworfen haben soll. Ihre Beschreibung beider Häuser macht uns beinahe glauben, daß Stam 1966 in die Fuß-

stapfen einer jüngeren Generation von Architekten trat, die – wie Aldo van Eyck – den Eingang einer Wohnung beispielsweise bildhaft formten in der Vielfältigkeit eines „Übergangsraumes“, und nicht die pure und nackte Einfachheit einer Zwei-Meter-Tür (ein Standard Mart Stams) suchten.

Vorläufig bleibt die Frage unbeantwortet, ob sich Stams Häuser in der Schweiz nahtlos, oder etwa in Form eines Appendix, an sein bekanntes Œuvre hinzufügen lassen, man beachte vor allem die unerwarteten Veränderungen der „Mart-Stam-Formel“, die sich in diesen beiden Häusern zeigt. Zwei Aspekte, die Simone Rümmele in ihrem Artikel anführt, müßten näher untersucht werden. Einmal könnte die tiefgreifende Anpassung an die örtliche schweizerische Architektur in Verbindung gebracht werden mit Stams Rückzug aus dem öffentlichen Leben: Er wünschte nicht länger als holländischer Funktionalist auf der Straße erkannt zu werden.

Eine andere Veränderung, die



Foto: Simone Rümmele

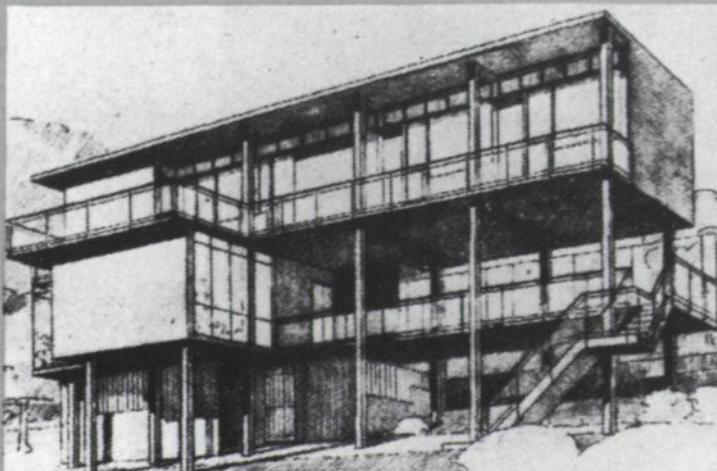
labyrinthische Form des Grundrisses, hängt offensichtlich mit dem Bedürfnis nach auffällig viel Abstellraum zusammen, im ersten Haus vor allem für Archivmaterial. Vorsichtig könnte man schließen, daß Stams frühere Wohnungsgrundrisse ein derartiges Problem nicht kannten, ebensowenig wie den Rückzug in die freiwillige Anonymität. Alles in allem steht hier eine interessante Erscheinung zur Diskussion, nämlich eine Architektur, die sich nicht deckt mit früheren Arbeiten, weder für Stam und seine Frau noch in den Augen anderer. Frau Rümmeles Beitrag sammelt viel Material, um derartigen Fragen im Zusammenhang mit einer umfassenden Biografie weiter nachzugehen. Solange wir hierauf noch warten müssen, werden wir die beiden nachstehenden Häuser als ein aus zwei Arbeiten bestehendes Werk eines Martin Stam-Heller behandeln.

Jos Bosman

Übersetzung aus dem Niederländischen von Konrad Wohlhage
aus: Archis 11/86

Haus in Arcegno, Tessin 1966

Mart Stam, Skizze für ein Wohnhaus in Prag, 1928



vollen Anlage der Innentreppe ihren Höhepunkt. Gleichzeitig wird damit die leicht abgewinkelte Wand vor dem Eingang zur architektonischen Umsetzung des Übergangs von Innen nach Außen.

Die Fassadenflucht des Untergeschosses ist in drei Schichten aufgelöst. Das südliche Eckzimmer – Stams Atelier – stößt als kompakter Kubus am stärksten aus dem Baukörper hervor, ähnlich wie dies in der Skizze Stams vom Prager Haus (1928) der Fall ist. Hier allerdings verschwindet die Fensterfläche ganz von der Hauptfassade und kommt rechtwinklig zur Längsachse des Hauses zu stehen. Im Tessiner Haus bleibt das Fenster zwar in der Hauptfassade, aber Stam kippt es leicht aus der Ebene der Ostfassade heraus. Wie ein großes Auge scheint es sich über die



Mart Stam, Haus Arcego, 1966

prächtige Gartenanlage hinaus auf den Zugangsweg zu richten.

Die Front des nördlichen Eckzimmers ist, relativ zum Arbeitszimmer, um so viel zurückversetzt, daß sie mit der Fensterfront des Obergeschosses bündig wird, und die Eingangspartie mit Abstellkammer schließlich, weicht am tiefsten zurück. Die Vor- und Rücksprünge der Untergeschossfassade werden durch die Terrassenplatte optisch gefaßt, es entsteht eine Raumzone, deren örtliche Identität eine zweifache bleibt: Einerseits bildet die Volumetrie des Untergeschosses eine Vorplatzsituation, andererseits wird die Eingangspartie so tief in den Baukörper eingezogen, daß die Grenze zwischen Außen und Innen verschleift. Stam zelebriert hier das Thema der räumlichen Übergangszone, und es muß denn auch nicht weiter erstaunen, daß hier ein *holländischer* Architekt am Werk war!²⁾

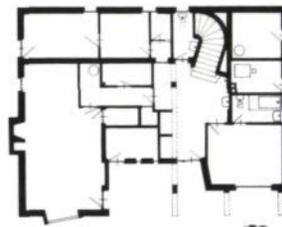
Die schlichte, festinstallierte Sitzbank neben dem Eingang verrät die Hand Mart Stams als dem Erfinder des Freischwingerprinzips: es wäre dem gelernten Tischler ein Leichtes gewesen, eine Bank, bestehend aus Sitzfläche und Beinen zu zimmern; stattdessen fügt er zwei Stahlrohre horizontal in die Mauer, auf denen ein massives Holzbrett aufruhet. Tragen und Lasten im traditionellen Sinn werden wie beim hinterbeinigen Stuhl aufgehoben.

Der Bezug zur Prager Villa soll nicht strapaziert werden, doch wenn man einmal von der radikalen Formensprache und der unterschiedlichen Geschoßzahl absieht, lassen sich durchaus weitere Affinitäten ausmachen: Auch im Tessin bleibt das Betonskelett

sichtbar. Trägersystem und Raumbegrenzung werden klar getrennt. Auf den teilweise sichtbaren, sich verjüngenden Unterzügen, die hier über die Pfeiler hinauslaufen, lagert die Terrasse, und ebenso wie in Prag, sind die großflächigen Fenster im Obergeschoß zwischen die Pfeiler der Tragkonstruktion eingestellt. Ferner ist beiden die betont asymmetrische Gestaltung gemein. Allerdings deckt Stam sein Haus im Tessin mit einem schwach gewalmen Ziegeldach, doch so, daß man immerhin geneigt ist, ein Flachdach zu sehen.

Insgesamt aber bleibt festzustellen, daß Stams Formensprache im Tessiner Haus – zugunsten einer Zusage an die örtliche Bauweise – milder geworden ist. Gleichwohl setzt sich Stams Architektur von der näheren Umgebung (deren architektonische Auswüchse bedauerlicherweise viel zu oft die Grenzen des Geschmacks überschreiten) eigenwillig ab, nicht zuletzt durch die reizvolle Farbgebung, die er dem Haus verleiht. Rote, blaue und gelbe Pastelltöne, wie sie aus den 30er Jahren bestens vertraut sind, bestimmen bis ins Detail das Äußere des Baus³⁾, und es wäre eine Sache für sich, der Frage nachzugehen, welche Bedeutung der Farbe in dieser Architektur zukommt.

Die heutigen Besitzer, die das Haus 1969 erworben hatten, beließen es bislang im Originalzustand, obgleich bereits Umbaupläne vorhanden sind. Die streng funktionale Grundrißaufteilung vor allem des Untergeschosses, sei für sie, wie sie sagten, geradezu afunktional. Tatsächlich hat Stam einmal erzählt, daß er beide Häuser in der Schweiz (er baute noch ein zweites Haus am Thu-



Grundrisse

nersee) ganz explizit auf ihre eigenen Bedürfnisse zugeschnitten habe, was aus den Grundrissen denn auch unverkennbar hervorgeht.⁴⁾

Durch den Eingang betritt man eine im Ausmaß bescheidene, aber architektonisch raffiniert inszenierte Halle. Hier ist auch im Innern das Stützsystem freigelegt, der Unterzug markiert eine Grenze, die das Untergeschoß in zwei verschiedene Bereiche trennt. Dem nordwärts gelegenen Teil, bestehend aus vier Räumen, liegt eine klare, einfache Planung zugrunde. An das Wohn- und Badezimmer für die Haushaltshelfer fügen sich zwei weitere Räume mit Heizung und Boiler, diese allerdings sind nur von außen zugänglich. Ganz im Gegensatz dazu steht der südliche Bereich des Untergeschosses. Ein Labyrinth von winzigen, dunklen Kammern – jede mit eigener Tür – umgibt das großzügig dimensionierte Arbeitszimmer Stams wie ein Schutzwall. Hat man diesen einmal durchdrungen, gelangt man in das lichte Atelier, in welchem nur ein Stuhl und eine große Staffelei gestanden haben soll. Die Nischen, so wurde seinerzeit den heutigen Bewohnern erklärt, hätten der Aufbewahrung von Zeitschriften gedient, d.h., jeder Zeitschrift war eine eigene Kammer zugeordnet; es scheint, als ob sich Stam hier sein ganz persönliches Revier gebaut habe. Daß aber eine solchermaßen strukturierte Grundrißaufteilung einem neuen Bewohner, der nicht dieselbe Nutzung vorsieht, eher Mühe bereitet, ist durchaus verständlich. Das Untergeschoß wird heute kaum benutzt; die Kammern stehen leer, die Zimmer sind zwar möbliert, werden aber nicht be-

wohnt.

Völlig konträr zum Untergeschoß verhält sich die räumliche Regie des Obergeschosses. Das generöse *atrio*, der dominierende Wohnraum, weite, durchsichtige Schiebetüren und die vollständig verglaste Ostfassade verleihen diesem *piano nobile* eine befreiende Transparenz, was von der hellen, zarten farblichen Fassung einzelner Elemente noch unterstrichen wird. Das Licht, dem offenkundig eine ganz besondere Aufmerksamkeit zukommt, wird auf überzeugende Weise in die Architektur einbezogen und bleibt in den meisten Räumen allgegenwärtig.

An der Rückfront des Hauses im Westen befindet sich ein zweiter Eingang, der axial in eine Enfilade von Räumen führt, die ihrerseits durch Glastüren verbunden sind, so daß man mit einem einzigen Blick die räumliche Ausdehnung durchmessen kann. Eine solche Anordnung schlägt etwa A. Bodon 1934 in seinem Wettbewerbsentwurf für Arbeiterwohnungen vor⁵⁾; sie wird von Stam in leicht modifizierter Form für die *Drive-in Flats* 1936 übernommen und im Tessin ein letztes Mal von ihm realisiert. Zwischen das *atrio* und die Naßzelle schieben sich Raumeinheiten, welche an die Verwinkelungen im Untergeschoß erinnern. Eine eigens für Kleider bestimmte Kammer enthält Einbauschränke, die bis auf Tablare, Schubladen oder Aufhängevorrichtungen von Stam entworfen wurden; wie überhaupt das ganze Haus bis ins kleinste Detail von Stam durchgestaltet wurde. Und es ist ein großes Glück, daß dieses Haus bis heute unversehrt erhalten geblieben ist und Zeugnis von Mart Stams Spätwerk ablegt.

1970 zogen die Stams in den Kanton Bern, wo sie am Thunersee für 7 Jahre ein Haus bewohnten, das ebenfalls nach Plänen von Stam ausgeführt wurde⁶⁾. Dieses Haus ist der letzte architektonische Beitrag im Werke Stams.

Das Haus wurde vom heutigen Besitzer vollständig umgebaut. Zwar blieb die Gestalt der äußeren Hülle im wesentlichen dieselbe, man ersetzte lediglich den weißen, feinkörnigen Abrieb durch einen bräunlichen Rauh-

verputz. Im Innern jedoch erfuhr das Haus derart starke Veränderungen, daß vom ursprünglichen Plan kaum mehr etwas zu erkennen ist.

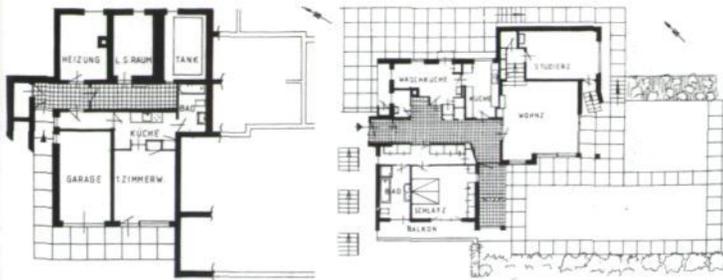
Die Villa am Thunersee entbehrt auf den ersten Blick jeder formalen Entscheidung und das Eingeständnis an die Formensprache der traditionellen Trivialarchitektur scheint vollzo-

gen. Ist man indes bereit, seinen Blick zu schärfen, dann stößt man immerhin auf einige Relikte aus Stams Schaffen.

Durch die Versetzung beider Kuben gegeneinander und die großen Fensterflächen, erfahren die Wohnräume eine maximale Sonnenbestrahlung. In der nördlichen Ecke liegt Stams Atelier. Auch hier – wie im Tessin – ist es

von innen und außen zugänglich. Das stattliche quadratische Fenster mit der asymmetrischen Sprossung nimmt einen großen Teil der Mauerfläche ein. Das schräggestellte Treppenelement, begleitet von einem mannshohen Mauervorsprung, verstärkt den Eindruck, als ob die Fassade hier aufgeschlitzt und die äußere Haut gleichsam aufgefaltet werde, um so den Zugang zum Zimmer zu gewähren. Es ist dies eine weitere architektonische Varia-

Haus in Hilterfingen, Bern 1969-1970



Mart Stam; Haus in Hilterfingen, 1969-70

Blick von Süden

tion des vom Tessin her vertrauten Themas der räumlichen Übergangszone.

Wo immer massives Mauerwerk sichtbar ist, wird es in einer Weise durchbrochen, die an den scharfen Schnitt eines Skapells erinnert. Stam zeigt die Betonrahmenkonstruktion nur partiell, etwa an der Südwestfront der zurückversetzten Geschosshälfte oder beim Sitzplatz im vorderen Hauseviertel, wo die Basis des Giebeldreiecks subtil über die Stütze hinaus bis an die Traufe des Dachs gezogen wird.

Auch im Grundriss bleibt die Hand des eigenwilligen Architekten präsent. Stams Atelier nimmt durch die doppelte Erschließung und das höhere Niveau im Haus am Thunersee abermals eine isolierte Stellung ein.

Das ganze Geschosß besteht aus drei Wohnkomplexen – Küche/Wohnen/Schlafen – die an einem zentralen Korridor angehängt sind. Jede erdenkliche Möglichkeit wird ausgenutzt, um Nischen und Wandschränke einzubauen, diese kulminieren im Küchenbereich, wo die Grundrissgeometrie durch die Verwinkelungen völlig aufgelöst wird. Vor dem Schlaf- und Badezimmer verläuft, parallel zum zentralen Korridor ein zweiter, der wiederum mit Schränken gefüllt ist. Der Plattenbodenbelag des Korridors geht im Freien in größere Zementplatten über. Was daran auffällt, ist die geometrische Organisation des Wegsystems, das, vom Innern kommend, mit ausladender Geste in den Garten greift; und man ist unweigerlich versucht, an Frank Lloyd Wright zu denken.

Das Untergeschosß nimmt, bedingt durch das zweiseitig ansteigende Terrain, nur die Hälfte der Anlage ein. Es birgt eine Einzimmerwohnung mit separater Küche und Bad. Den mit „Garage“ bezeichneten Raum benutzte Stam als Werkstatt. Die beiden Stockwerke sind innwändig nicht mit Treppen verbunden, was das Haus in zwei von einander unabhängige Wohnungen teilt. Deren jeweilige Erschließung verläuft über zwei parallel geführte Wege, entlang der Nordfassade.

Stam selbst hat sich kaum über diese beiden Häuser in der Schweiz geäußert. Daß sein Haus am Thunersee umgebaut wurde, scheint ihn nicht sonderlich be-

rührt zu haben, er meinte lediglich: „Ich habe die Pläne nach unseren eigenen Bedürfnissen gezeichnet. Das hat den Leuten wohl nicht gefallen.“⁷⁾

Nachbemerkung

Den Umstand, Mart Stam persönlich gekannt zu haben, verdanke ich zunächst meinem Lehrer Prof. S. von Moos, durch den ich das Werk Mart Stams kennengelernt habe und ohne dessen mehrfache Ermunterung ich mich kaum auf die Suche nach Mart Stam gemacht hätte. Ferner verdanke ich Prof. A. Roth einige Hinweise, die mir als Ausgangspunkt für meine Recherchen dienten. Als ich mich Anfang September letzten Jahres aufmachte, Mart Stam zu suchen, wußte ich aus den Gerüchten nur, daß er noch lebe, aber keinerlei Interesse mehr an Architektur habe, niemanden empfangen wolle, schon gar nicht, um über ihn oder sein Schaffen zu sprechen. Ich fragte mich, ob ich ihn, aufgrund der publizierten Fotos, die ihn als ungefähr Dreißigjährigen zeigten und Lissitzkys Beschreibung vom „1,2 km langen Stam“⁸⁾, überhaupt erkennen würde...

Nach drei Tagen war es mir gelungen, das Ehepaar Stam zu finden. Seine Frau führte mich in ein Zimmer – plötzlich stand er da, eineinhalb Kilometer lang, streckte mir die Hand entgegen und meinte lächelnd: „So, so, sie sind neugierig.“ Während des Gesprächs mit den beiden war er anfänglich eher wortkarg, und ich bemühte mich, möglichst nicht über Architektur zu reden, da ich noch immer davon ausging, er wolle nicht darüber sprechen. Doch mit einem Male wollte er wissen, wieso ich mich denn eigentlich für ihn interessiere, ob ich seinen Stuhl kenne, seine Häuser in Amsterdam, sein Haus in Prag etc..

Aus dieser ersten Begegnung entwickelte sich ein intensiver Kontakt, der bis kurz vor Stams Tod im Februar 1986 andauerte. In den vielen Gesprächen erzählte er vor allem Anekdoten aus seiner Zeit als Architekt.

Während eines Klinikaufenthaltes von Stam war es mir möglich, ihn täglich zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit brachte ich ihm Jacques Gublers Buch über

ABC mit. Er freute sich sehr darüber: „Ich wußte gar nicht, daß es sowas gibt!“ In der Folge brachte ich ihm viele Architekturbücher, wie beispielsweise *Bruno Taut* von Kurt Junghaus oder *het nieuwe bouwen* von Ben Rebel, die er sehr interessiert anschaute; das Lesen bereitete ihm etwas Mühe. Am eindrücklichsten war seine Ergriffenheit beim Betrachten von Sophie Küppers Buch über El Lissitzky: „Mein Gott, ich habe den Kerl so gern gehabt! Was denkst du, wieviel wird das Buch kosten? Ich möchte es unbedingt haben.“

Ein anderes Mal brachte ich ihm *Die Sprache der Postmodernen Architektur* von J. Jencks, mehr um zu sehen, wie er reagieren würde. Seine Reaktion war prompt: Als ich anderntags sein Zimmer betrat, waren seine ersten Worte: „Nimm das wieder mit, es ist mir sehr unsympathisch.“⁹⁾

Bei anderer Gelegenheit, als die Sprache auf Le Corbusier kam, betonte er nicht ohne Stolz, daß Le Corbusier seinen Rathausentwurf für Amsterdam (1937) sehr gelobt habe. Darauf erwähnte ich, daß er doch eigentlich Le Corbusiers Gegenspieler gewesen sei, zumindest auf dem I. CIAM-Kongreß. Dagegen hat er sich entschieden gewehrt: „Ich war kein Gegenspieler! Le Corbusier ist sehr wichtig. Obwohl – sein Bau in Moskau ist nichts Besonderes, auch die materielle Qualität ist schlecht. Vielleicht hat er einen schlechten Bauführer gehabt.“¹⁰⁾ Nach einer Weile fuhr er fort: „Er war ein wirklich wichtiger Architekt, aber menschlich muß er unerträglich gewesen sein. Und er hat nicht bezahlt. Ich wollte eigentlich auch in seinem Büro arbeiten, als junger Mann. Ich habe einen gekannt, der damals bei Le Corbusier war und er erzählte mir, daß Le Corbusier die Leute ausnutzte und daß man seinem Lohn nachrennen mußte; da wollte ich nicht mehr hin. Ich finde, man muß zu seinem Lehrer aufschauen können.“

Sehr oft kam er auf Karl Moser – Papa Moser – zu sprechen, den er noch immer sehr schätzte. Während meines letzten Besuches bei Mart Stam zeigte ich ihm Lichtbilder von Mosers *Haus Rikli* (1924) in Zürich, wo neuerdings Stams Mitarbeit vermutet

wird.¹¹⁾ Doch er konnte sich nicht mehr daran erinnern: „Es könnte wohl sein, ich habe für Mosers Büro viele Pläne gezeichnet, aber nie meinen Namen gegeben.“ Er bat mich, das nächste Mal noch andere Bilder vom „alten Moser“ zu bringen. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen.

Ich habe zu Lebzeiten Mart Stams seiner Frau versprochen, niemanden von diesem Kontakt in Kenntnis zu setzen. Vor diesem Hintergrund ist es nicht vollständig vertretbar, darüber zu schreiben, doch von einem wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, scheint mir, habe die interessierte Öffentlichkeit ein Recht, zu erfahren, was Mart Stam als Architekt gemacht und gedacht hat.

Simone Rümmele

Anmerkungen

- 1) Der Weg ist heute mit Granitplatten belegt, und die Steigung wird mittels mehreren Stufenpaaren überwunden.
- 2) Obgleich das Motiv der räumlichen Übergangszone in Mart Stams früherem Werk keine zentrale Stellung einnimmt, wird es in den beiden Schweizer Häusern offensichtlich thematisiert; ähnlich, wie dies – ebenfalls in den 60er Jahren – bei Aldo van Eyck und bis heute noch bei Hermann Hertzberger der Fall ist.
- 3) Das Haus ist von den inzwischen stark gewachsenen Bäumen größtenteils verdeckt. Der Besitzer hat mir freundlicherweise eine Gesamtaufnahme aus dem Jahre 1969 zur Verfügung gestellt.
- 4) Das spärliche Planmaterial der beiden Häuser, das ich bekommen konnte, war in einem derart schlechten Zustand, daß wir Umzeichnungen machen mußten, und ich danke meinem Kommilitonen Christof Kübler, der mir dabei behilflich war.
- 5) Abgebildet bei B. Rebel, *het nieuwe bouwen*, Assen, 1983, S. 198
- 6) Der Besitzer hat mir freundlicherweise die Abbildungen vom Originalzustand, die das Ehepaar Stam anlässlich des Verkaufes anfertigen ließ, gegeben.
- 7) Die ausführende Baufirma am Thunersee hat behauptet, der wesentliche Teil des Hauses stamme von ihnen. Darauf angesprochen, erklärte Mart Stam, daß er das Haus bis auf geringfügige Änderungen, mit denen er einverstanden gewesen sei, selbst entworfen habe.
- 8) Vgl. S. Lissitzky-Küppers, *El Lissitzky*, Frankfurt, Wien, Zürich, 1980, S. 34
- 9) Die Bücher: J. Gubler, *ABC. Beiträge zum Bauen. Architettura e avanguardia 1924-1928*, Mailand, 1983. K. Junghans, *Bruno Taut 1880-1938*, Berlin, 1983. B. Rebel, *het nieuwe bouwen*, Assen 1983. S. Lissitzky-Küppers, *El Lissitzky*, Frankfurt, Wien, Zürich, 1980. J. Jencks, *Die Sprache der Postmodernen Architektur*, Stuttgart, 1978.
- 10) Vgl. dazu auch die Anekdote bei: A. Roth, *Begegnung mit Pionieren*, Zürich 1973, S. 69-70
- 11) Vgl. S. von Moos, „Karl Moser en Mart Stam. Het Rikli huis in Zürich“ in *Archis*, 2/86, S. 35-37. Auch S. von Moos, „...wird es das Haus Rikli nicht mehr geben“ in *archithese* 1/86, S. 57-59.

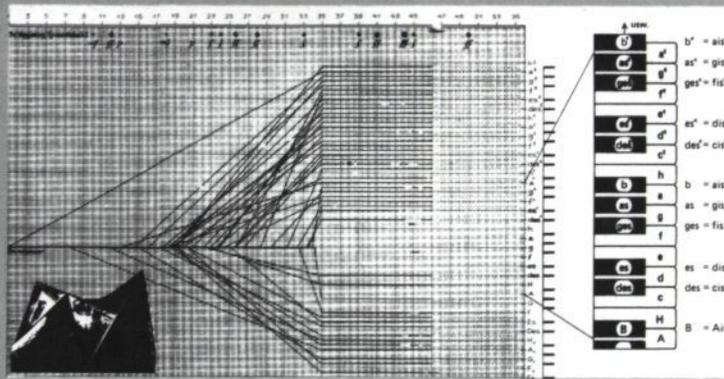
Zum Vergleich von Musik und Architektur

Der Gedanke einer Verwandtschaftsbeziehung zwischen Ton- und Baukunst übte auf Komponisten und Architekten schon immer einen großen Reiz aus. Zumal dann, wenn für die Architektur aus ihrer Nähe zur Musik eine ästhetische Nobilitierung zu erhoffen war, wie dies aus der Renaissance bekannt ist. Umgekehrt kommt es noch heute einer Auszeichnung gleich, wenn einer Komposition strenge architektonische Gliederung bescheinigt werden kann.

Trotz seiner langen Tradition steht der Vergleich von Musik und Architektur keineswegs auf sicheren Füßen. Dies ist auch der Grund, weshalb sich im Laufe der Geschichte zwei so unterschiedliche Betrachtungsweisen ausbilden konnten, wie 1. eine assoziative Verknüpfung von Klangraum und architektonischem Raum zu behaupten, und 2. gemeinsame Ordnungsstrukturen in Musik und Architektur nachweisen zu wollen. Im ersten Fall handelt es sich um den „romantischen“, im zweiten um den „analytischen“ Vergleich.

Wichtigste Basis zur Aufstellung gemeinsamer Ordnungsstrukturen für Architektur und Musik war in der Renaissance die Proportionslehre. Die Regelung von Maßverhältnissen wiederum war ein Ergebnis pythagoräisch-platonischer Zahlenspekulationen, die im Zeitalter des Humanismus Aktualität und beträchtliche Erweiterungen erfuhren. In solcher Mathematik, abgeleitet aus den in Tonintervallen herrschenden Zahlenverhältnissen, hat der analytische Vergleich von Architektur und Musik seinen Ursprung. Die strukturelle Verwandtschaft beider Disziplinen vertiefte sich im 16. Jahrhundert mit der Möglichkeit, dieselben Zahlenverhältnisse, in denen die Bildung musikalischer Konsonanzen zum Ausdruck kommt, auch auf die Proportionen eines Gebäudes übertragen zu können. Und diese Verwandtschaft löste sich wieder in dem Maß, in dem die Verbindlichkeit der „metaphysischen Zahlen“ zusammen mit dem Glauben des christlichen Zeitalters an die mathematisch-harmonische Struktur des Kosmos zunehmend verblaßte.

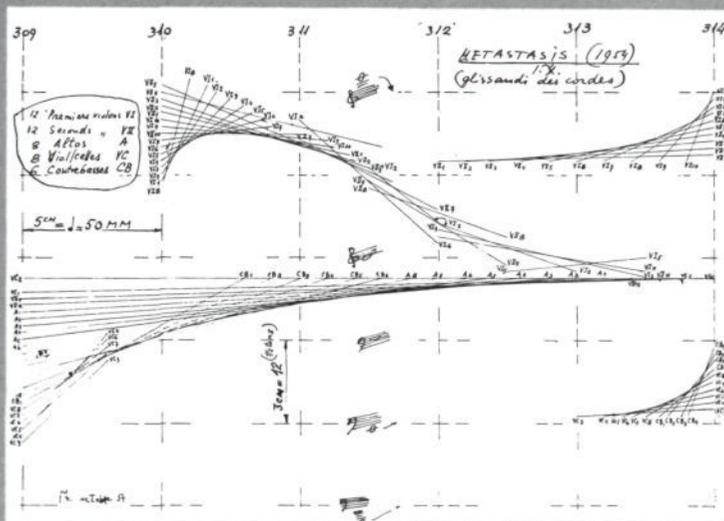
Die Befreiung von der die Künste einander verpflichtenden Fessel der Zahlen brachte es mit sich, daß Musik und Architektur in künstlerischen Fragen eigenverantwortlich wurden und nurmehr an der Oberfläche (als sinnliches Ereignis) in Beziehung zu setzen waren. Mit dem Verlust ihrer strukturellen Komensurabilität wuchs der Spielraum ihrer literarisch-assoziativen Verknüpfung, die der romantische



Metastasis, graphische Notation und Philips-Pavillon

Ästhetische Verfahren in der Architektur (2)

Iannis Xenakis: Komponist und Architekt



Metastasis, Streicherglissandi als Regelflächen notiert

Vergleich besorgt. So poetisch indes etwa Goethes und Schellings Wort von der Architektur als „steingewordener“ bzw. „gefrorener“ Musik auch sein mag, der Einspruch eines Kunstkritikers aus dem 18. Jahrhundert bleibt dennoch von Geltung: Man muß nur ganz allgemein feststellen, daß die Musik sich an das Ohr und die Baukunst an das Auge wendet!

Das wiedererwachte Interesse an der Mathematik und an der strukturellen Verwandtschaft von Musik und Architektur

In den 50er Jahren begannen einige bedeutende Künstler Ernst zu machen mit der Forderung der klassischen Moderne, die Kunst als einen gleichberechtigten Partner in das System von Technik und Wissenschaft zu integrieren. Auf diese Weise glaubte man den verlorengegangenen Status der Kunst, Erkenntnisinstrument zu sein, wiederherstellen zu können. Ein erster Schritt war der Versuch einer

Objektivierung ästhetischer Verfahren mit Hilfe der Mathematik. Denn daran wurde nicht gezweifelt, daß in der technischen Zivilisation allein ein mathematisch-logischer Aufbau künstlerischer Gestaltungsprinzipien wieder Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit erheben kann. Es soll hier aber nicht verschwiegen werden, daß diese Allgemeinverbindlichkeit, welche die logische Formalisierung der Kunst anstrebt, nur von recht abstrakter Geltung ist, deren konkrete Verständlichkeit und Sinnfälligkeit für den Rezipienten sehr in Frage zu stellen ist.

Tonangebend auf dem Gebiet der „Mathematisierung“ ästhetischer Verfahren war in den 50er Jahren der Komponist und Architekt Iannis Xenakis. Nachdem er sein Studium am Polytechnikum in Athen als Diplomingenieur abgeschlossen hatte, ging er 1947 nach Paris, trat in das Büro von Le Corbusier ein und bildete sich bei Arthur Honegger und Olivier Messiaen weiter in Kom-

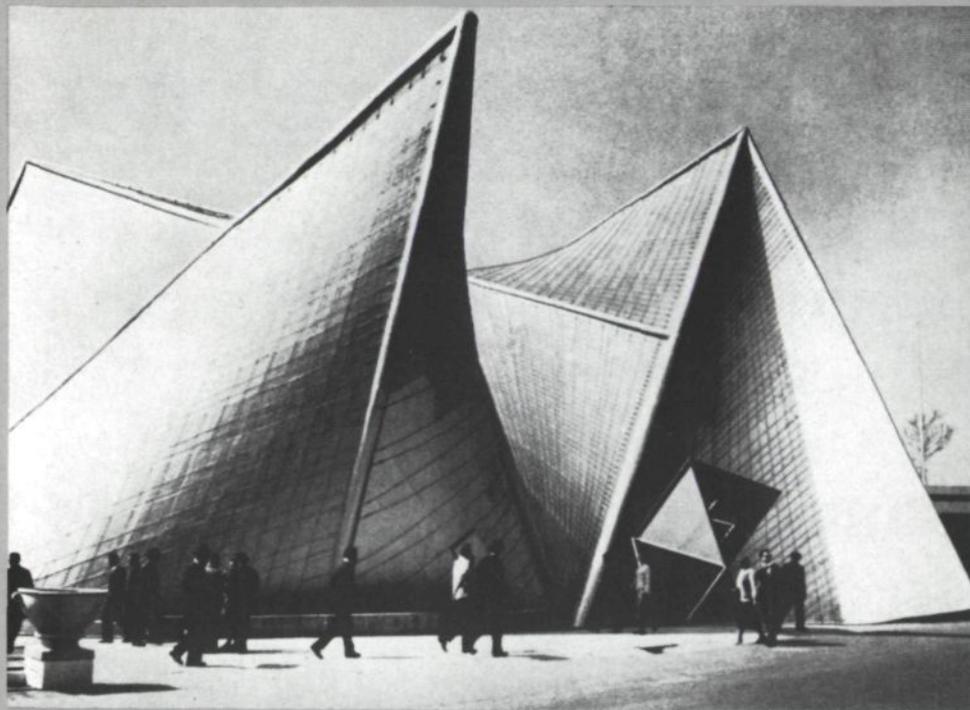
position und Musikanalyse aus. Schon in seinen ersten Orchesterstücken widmete sich Xenakis dem Problem, inwieweit komplexe Klangereignisse, die notwendig den Eindruck des Zufälligen und Unbeherrschten hervorrufen, dennoch „berechenbar“ sind. Auf dem Weg der Kalkulierbarkeit und Gestaltung des „musikalischen Chaos“ lernte er die Möglichkeiten der Wahrscheinlichkeitsrechnung für seine Kompositionen zu nutzen. Die derart entstandenen Werke nennt er seitdem „Stochastische Musik“.

Als Mitarbeiter von Le Corbusier trat Xenakis unter anderem mit eigenen Vorschlägen für das Parlamentsgebäude in Chandigarh und das Kloster in La Tourette hervor. Natürlich hatte auch er sich des von Le Corbusier entwickelten mathematischen Verfahrens (Modulor) zu bedienen, das freilich schon seines anthropometrischen Charakters wegen weit eher ins 16. statt 20. Jahrhundert zu gehören scheint. Immerhin war jedoch die „Progression des goldenen Schnitts“ für Xenakis interessant genug, um hieraus die Tondauer für sein erstes veröffentlichtes Musikstück „Metastasis“ zu entwickeln.

Le Corbusier gab darauf seinem komponierenden Mitarbeiter Gelegenheit, das Orchesterstück im „Modulor 2“ zu erläutern. Wichtiger aber als die Zahlenverhältnisse des Modulors ist ein ganz anderes Berechnungsverfahren gewesen, das nicht nur für die spektakulärsten Stellen in „Metastasis“ Pate gestanden hat, sondern wenig später auch als Konstruktionsgrundlage für ein Gebäude dienen sollte, das Xenakis selbständig entworfen hat.

„Metastasis“ (1953/54) und der Philips-Pavillon, Brüssel (1956-58)

Die wohl wichtigste musikalische Innovation des für 61 Instrumente geschriebenen Orchesterstücks „Metastasis“ mußte 1955 bei der Uraufführung auch dem uneingeweihten Zuhörer sofort auffallen: der Gebrauch mächtiger Glissandi, mit denen das Werk anfängt und beschlossen wird. Es handelt sich hierbei um die Erzeugung kontinuierlicher Tonkurven, wie sie insbesondere von Streichinstrumenten auszuführen sind. Das Anfangsglissando entwickelt sich über weite Strecken expandierend aus einem Ton (g), während das Endglissando umgekehrt einen erreichten Tonumfang des Orchesterapparates wieder auf einen Ton (gis) zurückschrumpfen läßt. Um diese dynamischen Tonkurven, in denen keine Tonhöhen exakt voneinander abzugrenzen sind, dennoch als präzisierbare Größen in die Komposition einbringen zu können, be-



Philips-Pavillon, Eingangsseite



Philips-Pavillon, Modell aus geknickten Klaviersaiten.

handelt Xenakis jedes Glissando als eine mathematische Figur aus der Körpergeometrie. Er schematisiert die Tonkurven in Gestalt einer Regelfläche (d.i. die graphische Darstellung gekrümmter Flächen mit geraden Linien, um auf diese Weise jedes Glissando individuell berechnen zu können.

Zwei Jahre später bekam Xenakis Gelegenheit, sein Verfahren auch auf die Architektur anzuwenden. Le Corbusier hatte von der Firma Philips, die sich zur Weltausstellung 1958 in Brüssel mit einem eigenen Pavillon vertreten sehen wollte, den Auftrag erhalten, ein künstlerisches Licht- und Klangspektakel zu inszenieren, in dem die Technologie der Firma so recht gefordert werden sollte. Le Corbusier war nicht wenig begeistert von der sich ihm bietenden Chance, eine Art Gesamtkunstwerk des 20. Jahrhunderts konzipieren zu können, welches die Probe machen sollte auf die Verschwisterung der fortschrittlichsten

Licht-, Film- und Tontechnik mit der modernen Kunst. Dieser Anspruch und die hieraus resultierende dramaturgische Arbeit am „Poème Electronique“ brachten es mit sich, daß Le Corbusier nicht bloß den musikalischen Teil, den Edgar Varèse übernommen hatte, sondern auch die architektonische Entwurfsarbeit vergeben mußte.

Xenakis, der damit beauftragt worden war, hatte als Anweisung nur einige Skizzen vorliegen, auf denen Grundriß und Baukörper des Pavillons erst vage angedeutet waren. Darüberhinaus wußte er, daß der Pavillon ca. 600-700 Besucher fassen und möglichst aus unregelmäßig gekrümmten Wandflächen bestehen sollte. Mit der letzten Forderung hoffte man sämtliche unkalkulierbaren Klangereignisse, wie Echo und Nachhall, weitgehend ausschließen zu können; denn nur so war gewährleistet, daß alle klang-räumlichen Effekte von vornherein auf die Möglichkeiten der modernen Tontechnik angewie-

sen waren. Diese akustischen Anforderungen und sicher auch die repräsentative Funktion des Gebäudes, Symbol des technischen Fortschritts zu sein, haben Xenakis dazu bewogen, auf das unkonventionelle Gestaltungsprinzip der Regelflächen zurückzugreifen. Aber im Unterschied zur Komposition ‚Matasasëis‘, die zum Teil noch auf dem serialistischen Verfahren beruht, wollte Xenakis im Fall des Philips-Pavillons die Gesamtgestalt der Architektur aus Regelflächen konstruieren.

Während der Arbeit am Modell erwies sich schon, daß der ausschließliche Gebrauch von Konoiden (die später erst sämtlich in Hyperboloide umgewandelt wurden) mit einer ganz spezifischen architektonischen Qualität verbunden ist: mit der Emanzipation der Baugestalt vom Diktat des Grundrisses. Als der Pavillon schließlich gebaut war, zeigte sich als eine weitere Besonderheit der Baugestalt ihre völlige Maßstabslosigkeit (die ei-

nem Le Corbusier wenig behagt haben dürfte). Die Anwendung des gleichen mathematischen Verfahrens für Komposition und Architektur führte also nicht allein in ‚Matasasëis‘ zu bis dahin ungehörten Klangfiguren, sondern sie sorgte genauso dafür, daß der Philips-Pavillon eine völlig neue, allenfalls an Zelte erinnernde Bauform aufweisen konnte.

Dieser innovative Aspekt ist es denn auch, der den romantischen Vergleich von Musik und Architektur dazu ermuntern mag, eine Verwandtschaft zwischen der Dynamik von Tonkurven und dem „Schwung“ hyperboloider Bauformen zu sehen. Tatsache allein ist aber, daß Xenakis mit ‚Matasasëis‘ und dem Philips-Pavillon ein Beispiel dafür gegeben hat, welcher Abstraktionsgrad des ästhetischen Verfahrens erreicht werden muß, damit Architektur und Musik auch in unserer Zeit als miteinander verwandt betrachtet werden können.

Gerd de Bruyn

Strukturwandel im ländlichen Raum: Konsequenzen für die Orts- und Regionalplanung

Der Arbeitskreis Stadtplaner im BDA wird sich im nächsten Jahr vorrangig mit den Problemen des ländlichen Raumes beschäftigen. In drei Symposien, die in Zusammenarbeit mit anderen Organisationen im Sommer 1987 in Baden-Württemberg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen stattfinden werden, sollen Ursachen und Folgen der agrarstrukturellen, ökologischen und ökonomischen Veränderungen im ländlichen Raum nicht nur unter Beteiligung von Planern und Ar-



VERMISCHTES

chitekten, sondern gemeinsam mit Vertretern der Land- und Forstwirtschaft diskutiert werden.

Bisher sind lediglich Teilpro-

bleme, die weitgehend durch ökonomische Sachzwänge entstanden sind, in den jeweiligen Gesprächskreisen erörtert worden. In den BDA-Symposien sol-

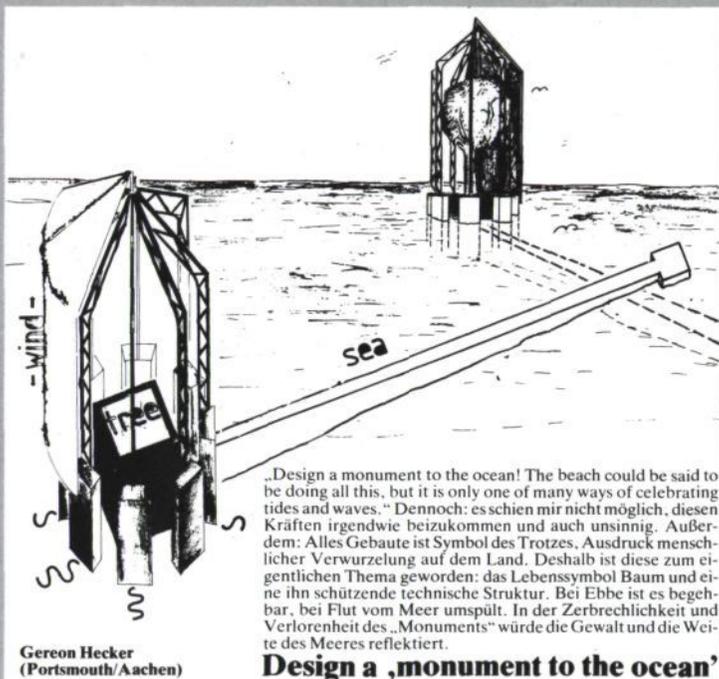
len alle Betroffenen zu Wort kommen, um die schon jetzt bekannten, aber auch die noch in Zukunft zu erwartenden Probleme in einer umfassenden Analyse, aus der eine Strategie zur Verbesserung der Situation im ländlichen Raum entwickelt werden soll, darzustellen.

Die inhaltliche Konzeption wird derzeit erarbeitet und im Januar 1987 veröffentlicht. Interessenten wenden sich bitte an das

Bundessekretariat des BDA
Ippendorfer Allee 14 b
5300 Bonn 1
Tel.: 0228/285011

STUDENTISCHES FORUM

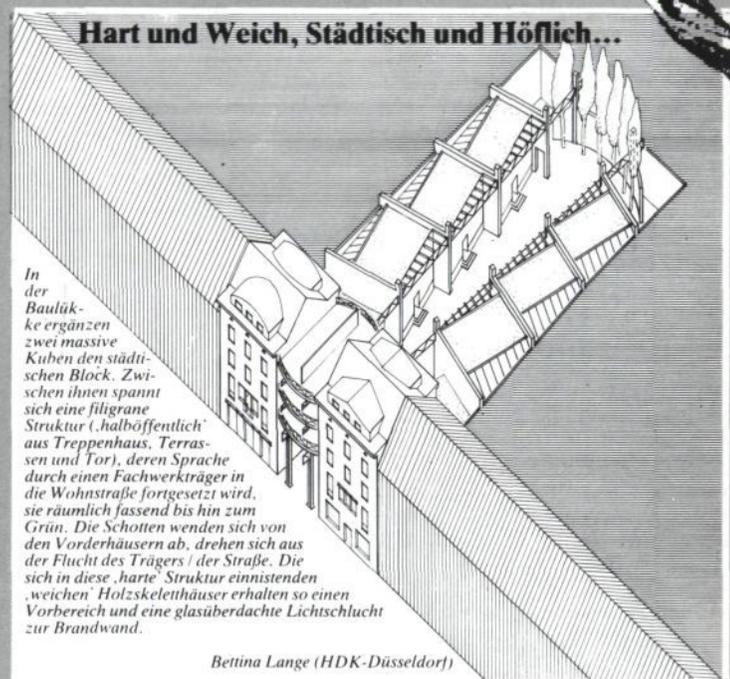
Nachdem Ihr unseren Aufruf in der letzten Ausgabe einfach überlesen habt – die Reaktion war jedenfalls fast gleich null – hier ein weiterer Versuch, Euch ins Rampenlicht zu zerren. Mangels eingeschickter Projekte stellen wir uns hier auf kleinem Raum selbst vor. Es gilt nach wie vor:



Gereon Hecker (Portsmouth/Aachen)

„Design a monument to the ocean! The beach could be said to be doing all this, but it is only one of many ways of celebrating tides and waves.“ Dennoch: es schien mir nicht möglich, diesen Kräften irgendwie beizukommen und auch unsinnig. Außerdem: Alles Gebaute ist Symbol des Trotzes, Ausdruck menschlicher Verwurzelung auf dem Land. Deshalb ist diese zum eigentlichen Thema geworden: das Lebenssymbol Baum und eine ihn schützende technische Struktur. Bei Ebbe ist es begehbar, bei Flut vom Meer umspült. In der Zerbrechlichkeit und Verlorenheit des „Monuments“ würde die Gewalt und die Weite des Meeres reflektiert.

Design a „monument to the ocean“



Hart und Weich, Städtisch und Höflich...

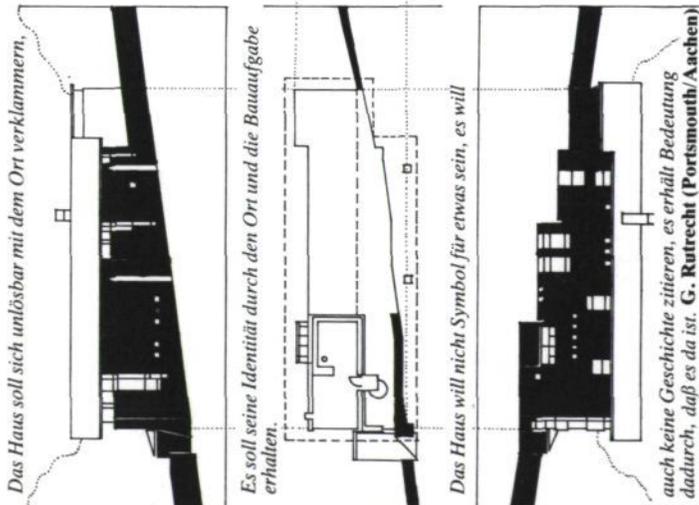
In der Baulücke ergänzen zwei massive Kuben den städtischen Block. Zwischen ihnen spannt sich eine filigrane Struktur („halböffentlich“ aus Treppenhaus, Terrassen und Tor), deren Sprache durch einen Fachwerkträger in die Wohnstraße fortgesetzt wird, sie räumlich fassend bis hin zum Grün. Die Schotten wenden sich von den Vorderhäusern ab, drehen sich aus der Flucht des Trägers / der Straße. Die sich in diese „harte“ Struktur einnistenden „weichen“ Holzskeletthäuser erhalten so einen Vorbereich und eine glasüberdachte Lichtschlucht zur Brandwand.

Bettina Lange (HDK-Düsseldorf)

Ein Haus ist an den Ort gebunden



Ein Haus ist nur sich selbst



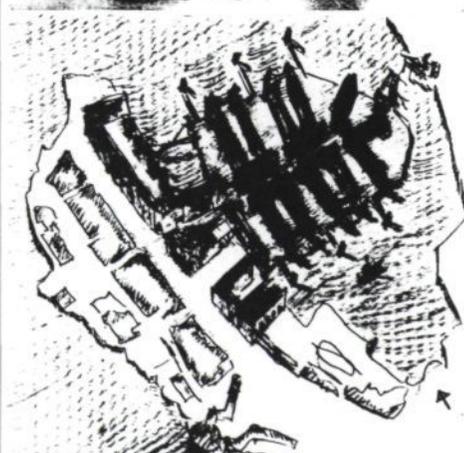
Das Haus soll sich unlösbar mit dem Ort verklammern.

Es soll seine Identität durch den Ort und die Bauaufgabe erhalten.

Das Haus will nicht Symbol für etwas sein, es will

auch keine Geschichte zittern, es erhält Bedeutung dadurch, daß es ist. G. Rutrecht (Portsmouth/Aachen)

„Dock-Life“: Kein Hundeleben



Die mächtigen Seitenwände des Schwimm docks definieren einen Innenbereich, tragen die notwendigen Funktionen und öffnen sich zum Hafenbecken. Die räumlich-funktionale Qualität dieser expressiven Hafenarchitektur (ver-) führt zu dem Versuch, den Typus „Dock“ zum Grundelement einer Neustrukturierung zu machen, die Spielraum läßt für die charakteristische Mischung aus Gewerbe (Fischerei, Bootsbau, Handel) und Wohnen. Jedes „Dock“ umschließt einen Innenbereich mit privaten Werkhöfen. Die große Öffnung zum Hafenbecken rahmt ein Bild vielfältiger, bunter Hafenaktivitäten. Benachbarte „Docks“ definieren den öffentlichen Bereich zur Erschließung erdgeschossiger Gewerbeflächen. Die Obergeschosse dienen der Wohnnutzung.

Markus Ernst (Portsmouth/Aachen)



Dieses studentische Forum als fortan ständige und selbständige Einrichtung in ARCH⁺ soll eine bewußte Klärung der eigenen Positionen fördern. Unsere Standpunkte, unsere Perspektiven und Vorstellungen sollen hier zur Diskussion beitragen. Die Darstellung jeder Arbeit wird sich auf eine Heftseite beschränken müssen, Auswahl und Layout werden von uns, einer kleinen Gruppe Aachener Architekturstudenten, selbst vorgenommen. Wenn Ihre Projekte oder aussagekräftige Fragmente vorstellen möchten, schickt gute Kopien (max. 50x50 cm) evtl. auch von Skizzen oder Collagen und falls vorhanden Modellfotos (s/w) an:

ARCH⁺, Stichwort: Studentisches Forum, Brabantstraße 45, 5100 Aachen, Telefon: 0241/504795

Betr. 84 ARCH+ Maria Felthaus, Umweltverträglichkeit von Steinen

In Ihrem Beitrag 'Umweltverträglichkeit von Steinen' behauptet die Autorin, daß ... von Polystyrol ... bei seiner Verbrennung Gase wie Styrol und Benzol an die Umwelt abgegeben werden ... gehört das Benzol zu den eindeutig krebserregenden und erbgutschädigenden Stoffen ... bei starker Konzentration stellen sich ... oder sogar der Tod ein ... Aus den o.g. Gründen sind Leichtziegel, die unter Verwendung von Polystyrol hergestellt werden, nicht zu empfehlen ...

Diese Behauptungen werden eindeutig widerlegt u.a. durch die Publikation 'Wohngifte - Handbuch zur kritischen Auswahl der Materialien für gesundes Bauen und Einrichten' (Erweiterte und vollständig überarbeitete Neuausgabe) - Herausgeber Friedrich Kur / Begründet von Wulf-Dietrich Rose. Hier heißt es völlig korrekt:

'Zur Aufklärung eines Mißverständnisses, das auch in früheren Auflagen dieses Buchs verbreitet wurde, ist zu sagen, daß Porenziegel, die mit Polystyrol-Hartschaumkugeln porosiert werden (z.B. die Poroton-Produkte), selbstverständlich keine Styrolreste enthalten. Es gibt überhaupt nur wenige chemische Verbindungen, die bei Ziegelbrenntemperaturen von über 900°C noch stabil sind. Styrol beginnt sich aber bereits bei Temperaturen unter 200° zu zersetzen. Die Styrolmoleküle bestehen aus Kohlenstoff- und Wasserstoffatomen. Bei Luftzufuhr und hohen Temperaturen können sich daraus nur Wasser und Kohlendioxid bilden. Da etwa 95 Prozent der Poren offen sind, wird das also für die überwiegende Menge der Polystyrolkugeln der Fall sein. Bei den fünf Prozent, die unter Luftabschluß zersetzt werden, kann es - theoretisch - zu allen möglichen Verbindungen mit den Bestandteilen des Lehms, Tons oder Mergels kommen, aus denen die Ziegelrohmasse besteht (das sind Silizium-, Aluminium-, Eisen- und Kalkverbindungen, freies und gebundenes Wasser u.a.). Dabei kann alles mögliche entstehen (vielleicht z.B. geringe Mengen Kohlenäure), nur kein neues Styrol.'

Der Verband der Poroton-Hersteller e.V. legt außerordentlichen Wert auf die Richtigstellung, da die in der Vergangenheit publizierten falschen und damit geschäftsschädigenden Behauptungen zu massiver Unsicherheit in der Öffentlichkeit und speziell bei Bauherren geführt haben.



Kino Kommunikation Bühne Wohnen

Jede Nutzung erfordert eine spezifische Innenraumgestalt aus der sich ein charakteristischer Baukörper entwickelt. Die Verknüpfung der verschiedenen Funktionen wird als Durchdringung der baulichen Elemente sichtbar gemacht. Es entstehen unterschiedliche Raumerlebnisse mit spannungsreichen Übergängen.

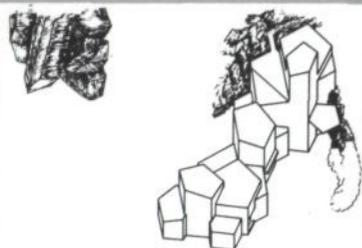
Wiebke Baehre (TH Aachen)



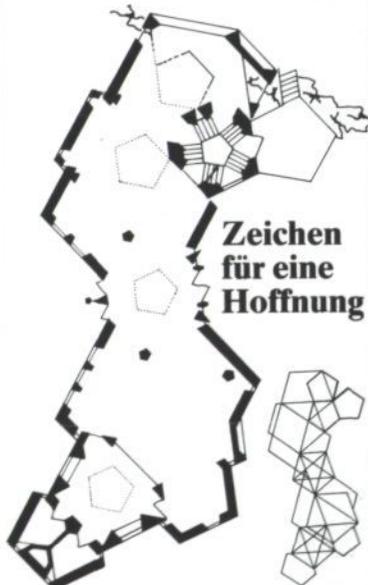
Lebens - Raum

Menschliches Leben schwingt zwischen Aktivitäten - innerliche und nach außen tretende - und Erholung im Schlaf, bildet ein Ganzes, das nur unter Leugnung der Bedürfnisverketzung in getrennte funktionale Teile spaltbar ist. Diese Einsicht bringt als räumliche Entsprechung ein abstraktes Gewebe aus überlagerten Elementen hervor, die den elementaren Bedürfnissen dienen. Organisiert um eine Mitte - vergleichbar dem Tiefpunkt eines 3-dimensionalen Pendels - wird der 'Lebens-Raum' wo möglich dem Lauf der Sonne folgend belebt.

Claudia Schmitz (TH Aachen)



BAUEN IM STEINBRUCH - SEMINARWERKSTATT FÜR BILDHAUER UND STEINMETZE



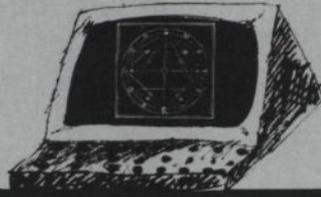
Zeichen für eine Hoffnung

Gesteinsformationen, wie in Steinbrüchen anzutreffen, werden insbesondere durch ihre Risse, Spalten und Brüche begreifbar. Man erkennt in ihnen Zwischenräume, vergleichbar den Spannungsfeldern, in denen ein Mensch sich überlebte und denkbare Beziehungen bestimmt. In ihnen als dem Unfesten liegt noch Hoffnung. Eine Möglichkeit der Abstraktion von Spalten und Zwischenräumen liegt im Bild der Fügung dreier Fünfecke. Die Übersetzung dieses abstrahierten Prinzips mittels einer geometrischen Linienstruktur in den Entwurf eines Baukörpers ist ein Versuch, die Zeichen des Ortes als Zeichen für Menschen bildhaft zu machen.



Hanno Kreuder (TH Aachen)

Willi Harre



CAD-JOURNAL 11

Die Rechnerrepublik hier und jetzt

Mehrere Veranstaltungen und Publikationen belegen in diesem Herbst '86 das „Zittern“ vor dem technologischen Sprung in die 90er Jahre.

Wir werden als Architekten und Stadtplaner, speziell in der Bundesrepublik Deutschland, nicht umhin können, uns grundlegend mit der Raum- und Architekturwirksamkeit der „Neuen Technologien“ zu beschäftigen. Sie mutieren vom einst angenommenen erst zukünftig relevanten Planungsrahmen zu einer internationalen strategischen Ressource der Jetztzeit im Micro- wie Macrobereich.

Genügte es bislang einen recht subjektiven Standpunkt zu beziehen, etwa: „Dat Deubelsding kommt mir nit inne Bud'!“; um im internen Kreis einen gewissen Achtungserfolg zu erzielen, wird das in naher Zukunft mitteilidig belächelt werden. Die Computertechnologie entpuppt sich zunehmend als Artikulations- und Transportmittel für gedankliche Modelle. Sie ist als Schlüsseltechnologie im kleinen, wie im internationalen Rahmen des Staates und der Industrie gehätschelt und liebstes Kind. Nach Rolf (1) befindet sich die DV in der BRD im Stadium der Dialogverarbeitung und des Datenbankkonzeptes, eine gegenüber der Batch- oder Stapelverarbeitung (Arbeits erleichterung und Rationalisierungsmittel) fortgeschrittenere Ebene.

Im Augenblick geht es darum, auf der begrenzten Ebene des eigenen Betriebes, hier aufgefaßt als ein kybernetischer Regelkreis, eine Modellierungslogik zu entwickeln. Sie soll die Arbeitsprozeduren in Form von Programmen und Datenbanken etc. abbilden und in Teilen formalisieren und automatisieren, eine „Rechnerrealität“ des Betriebes erstellen. Je flexibler und vielschichtiger ein Arbeitsprozeß desto aufwendiger oder gar unmöglich seine Abbildung im Rechner.

Wo es aber doch gelingt, sitzen die Benutzer vor Bildschirmen und bekommen Arbeits-, Kontroll- und Koordinationsanweisungen aus dem „neutralen“ Rechner und nicht wie bisher von einem „leiblichen“ Vorgesetzten.

Die nächsten Schritte sind lo-

gisch! Die Filialen werden angebunden! Die Systemintegration vor allem dadurch gesteigert, daß die Serviceleistung durch schnelle und selbstangeforderte Information, daß die Verwaltungsarbeit bis hin zum Ausfüllen von Formularen für z.B. Banktransaktionen an den Kunden delegiert werden kann.

Die Folge z.B. im Bankwesen sind enorme Einsparungen etwa bei Geldüberweisungen. Die großindustrielle Computernutzung kennt, so weit abzusehen, weniger absolute als vielmehr betriebswirtschaftlich oder politisch relevante Grenzen ihres Einsatzes. Die Individuen, speziell die Intelligentsia, wird durch die Verlockungen „halbintelligenter Software“ wie z.B. Multiplan, Wordstar, Lotus, d'Base oder Jazz zu der Gruppe der Computernutzer überlaufen. Sie wird wie auch jetzt schon die Großnutzer die benötigte Infrastruktur, die digitalen Netze anfordern. Streit entbrennt um die Frage, ob der Computer hier als zeitgemäßes Werkzeug oder als Instrument zur „Taylorisierung der Arbeit von Unten“ seine Hauptrolle spielt (Kimbel, Nake [2]).

Anspruchsvoller aber nichts desto trotz müßiger Streit, wenn es um die Vernetzung der digitalen Universalmaschinen geht. „Time isn't holding us, time isn't after us.“ (Talking Heads)

Wired Cities

Die verkabelten „Städte als Avant-garde der Informationsgesellschaft“, wie die Tagung der ev. Akademie Loccum vom 28.-30.11.86 untertitelt war, müssen dieses faszinierende wie Furcht einflößende Versprechen erst einmal einlösen. Dieses Versprechen, daß für Arbeit und Unterhaltung gleichermaßen steht. Für die moderne Variante eines elektronischen Schlaraffenlandes, vermutlich auf Kosten der ländlichen Regionen und der 3. Welt.

So jedenfalls stellte es sich aus der Sicht der sehr einseitig, fortschrittsgläubig eingestellten deutsch-amerikanischen Expertenrunde dar, die kritisch lediglich durch das sachkundige Publikum und einige Referenten konträrkiert wurde.

Ausgehend von der schlicht-

weg nicht zu vergleichenden Rolle, und dem unterschiedlichen Entwicklungsstand der „Neuen Technologien“ in den USA und der BRD sollen hier einige repräsentative Stellungnahmen wiedergegeben werden, die aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Kommunikationstechnologien (KomInTech) als strategische Ressource erleuchten.

W. Dutton (University of Southern California), Susan Herman, Department of Telekommunikation L.A. und Ethel Booth, Media Consultant L.A. skizzierten das amerikanische Modell, einer auf Privatisierung und „Deregulierung“ der digitalen Verkabelung fußenden industriellen und privaten Nutzung sowohl des TV-Netzes wie auch des Datentransfers. Versorgungspflicht durch die öffentliche Hand, durch Verkabelung für alle gesellschaftlichen Nutzer, seien sie nun arm oder reich, weiß oder schwarz, privat oder professionell, ist ein „Fremdwort“ und führt analog zu der auf amerikanischen Straßen zu beobachtenden „Neuen Armut“ zum „Informationsghetto“.

Die „cable franchise“ Entwicklung begann 1952 als Serviceleistung für Haushalte die auf Grund topologischer Besonderheiten keinen vernünftigen Empfang der TV-Programme besaßen. Ab 1960 gehörte die verkabelte Stadt, als „state of business“ schon zur normalen Infrastruktur jeder amerikanischen Metropole. Ab 1974 beginnen Geschäftspartner für ihren Datenaustausch Satelliten zu benutzen. Es entsteht ein Wettbewerb zwischen verschiedenen Übertragungsmedien, von denen Kabel nur eines unter vielen ist.

Ab 1983 erlangt die digitale Verkabelung zumindest in und zwischen den Zentren die Rolle einer „normalen“, infrastrukturellen strategischen Ressource. Sie wird der mit wichtigste Standortfaktor im internationalen Wettbewerb um die Ansiedlung der High-Tech-Industrie. Einem Wettlauf, in den sich sowohl die Kommunen, als auch die privaten „Franchise-Gesellschaften“ stürzen. Indiz für die Wachstumsstärke dieser Branche sind die Profitsteigerungen der „Ware Unterhaltung“ von 4 Milliarden \$ 1984 auf erwartete 16,5 Milliar-

den \$ 1990. Das betrifft Pay TV, TV-Shopping, Werbung etc.. Inzwischen sind 48 Prozent aller TV-Homes „Smart Homes“, sprich verkabelt, vor 10 Jahren waren es gerade 15 Prozent! Bei der gewerblichen Nutzung des Datentransfers sieht es entsprechend aus.

Das deutsche Modell

U. Pätzold, mehr als ein nur wissenschaftlicher Begleiter des NRW Kabelpilotprojektes Dortmund, eher ein engagierter Fürsprecher dieses sozialdemokratischen Modells, skizzierte den Versuch, den durch große Verlage und viel Werbung unterstützten Anlauf der Privaten Volksverdummung durch Sat, 1,2, RTL etc. durch ein bürgernahes örtliches Sendungsangebot zu begegnen (3).

Ohne in der gebotenen Ausführlichkeit auf Details eingehen zu können, zeichnet sich doch die Tendenz ab, daß die kommerziellen Programme ca. 25 Prozent Zuschauer verlieren. Je mehr regionales Angebot, desto schwieriger dürften es also die kommerziellen Programme haben. Das ist noch keine repräsentative Aussage, sondern eher ein (erfreulicher) Trend.

Exkurs: Vater schläft immer ein!

„Wir sind begeisterte Anhänger des Channel 4 (C4). Meine Mutter ist mit dem Haushalt beschäftigt; Vater schläft regelmäßig ein. Und da liegt das Problem: Immer wenn die Sendungen von der Werbung unterbrochen werden, fängt er an zu schnarchen. Die ist unverständlicherweise nämlich einige Phonstärken lauter. Ist Ihnen das schon aufgefallen?“

Könnten Sie das bitte ändern, damit ich wieder ungestört gucken kann?“...

Viele Videostationen sind in ganz Britannien aufgebaut worden, um Zuschauer/innen wie die hier vorgestellte in C4 zu Wort kommen zu lassen. Der Sender arbeitet unbürokratisch, preisgünstig und auf hohem Niveau.

Neben Billigproduktionen wie „Letter to Breshnew“ oder „Mein wunderbarer Waschsalon“, die inzwischen auch bei uns

in den Kinos zu sehen waren, wird in den „Workshops“ regionalen Initiativgruppen ohne Vorgaben Geld zur Verfügung gestellt. Sie berichten dann in Videos autonom und sehr authentisch Geschichten aus dem England der Mrs. Thatcher.

Die 250 Mitarbeiter werden nach spätestens zehn Jahren gefeuert. „Bei C4 tauschen wir die Leute aus, die die Macht haben, Programme in Auftrag zu geben.“ (Chief Executive Jeremy Isaacs). Weiterer Liebling in der Gunst des Publikums ist Max Headroom, der Mann der aus dem Rechner kam. Er moderiert eine Unterhaltungssendung für junge Leute und interviewt manchmal auch Rockstars. Art of Noise haben ihn neulich als Sänger in einem Video-Clip eingesetzt, und die Konkurrenz das Fürchten gelehrt.

Wie lange sich dieses relativ progressive Programm noch halten kann, ist unter dem Druck der Thatcher-Regierung fraglich, den „Independents“ auch Zugang zu ITV und BBC zu geben. Das würde dem C4 die „Kreativitätsbasis“ mit besseren Gagen abwerben, „... all die jungen, energischen, ehrgeizigen Leute, die bereit sind, nicht allzu gut zu leben und dennoch sehr, sehr hart zu arbeiten“, wie es Isaacs zynisch formulierte. (4)

Kupfer und Glas

Wieder zurück in Loccum benannte Pätzold das Jahr 2010 als den Breaking Point für das flächendeckende Glasfasernetz in der BRD. Bis dahin wird es ein

Gemisch aus KB- und Glasfaser-Netzen geben. Das kann dem privaten Nutzer relativ egal sein, den großen industriellen Komplexen und Zentren auch, weil sie entweder schon am Glasstrang angeschlossen sind, oder es in den nächsten Jahren mit Sicherheit sein werden.

Nachteile entstehen aber den peripheren Gebieten durch die Gebührenpolitik der DBP und die fehlende Infrastruktur des ländlichen Raumes. Abhilfe schaffen könnte hier nach U. Gundrum (5) der Aufbau von regionalen „Teleports“. Sie könnten als technische Innovationsinseln zur Information und Anregung, sowie für technische Dienstleistungen genutzt werden. Weiterhin könnte die Bestrebung zur kommunalen Dezentralisierung, wie z.B. das Bürgeramt Unna, das unter Einsatz der KomInTech bürgernahe Dienste anbietet, dazu beitragen, das neuzeitliche Stadt-Land-Gefälle (Nixdorf-Paderborn-Syndrom) einzuebnen. (6)

Auf dem Weg zur Stillelegung der Menschheit

G. Helms, bekannter Publizist mit langjährigem Wohnsitz in New York, spitzte seinen Symposiumsbeitrag auf die Verflechtung der großen Computerforschungszentren mit dem militärischen Komplex zu. Mit einigen Beispielen belegte er die immer stärkere Integration von computerunterstützter Planung (CAD) und Fertigung (CAM) im Flugzeugbau (z.B. die neue MBB Montagehalle 6, in der die beiden

Rumpfhälften des Tornados komplett vorgefertigt montiert werden) bis hin zur Erstellung neuer Chips, die „Evolution der Maschinerie“. Er wies auf die Neuorganisation der Logistik des Finanzkapitals mittels der KomInTech hin. Die Börsen von San Francisco, New York, Tokyo, London, Frankfurt werden elektronisch miteinander vernetzt, und im 24 Stundenbetrieb beobachten die Broker, den Weltmarkt des Kapitals nun simultan auf ihren Monitoren. (7) Um der Vorherrschaft der großen Forschungszentren der Industrie und der von ihr abhängigen Universitäten begegnen zu können, rief Helms die Gewerkschaften, Verbände und die Politiker auf, unabhängige Forschungspools zu finanzieren, die Entwicklungsalternativen zu denen der Großindustrie erarbeiten und die politischen Entscheidungen beraten sollten.

Puzzlesteinchen, wie die vorgestellten, mögen die Vielschichtigkeit der augenblicklichen Diskussion rund um die „Neuen Technologien“ belegen. Sie belegen jedoch vor allem die europäische Krise einer theoretischen Auseinandersetzung, die der tatsächlichen Entwicklung um Jahre hinterherhinkt, anstatt die Avantgarde zu formieren!

Kay Friedrichs, Günter Stöhr, Gregor Wessels

Literatur:

- 1) Neue Techniken Alternativ, Hamburg '86
- 2) dito
- 3) Raumplanung 30, 33, Dortmund '86
- 4) TAZ, 3.12.86; CHIP 12/86; TIP 25/86

- 5) Gundrum, U. Zur regionalpolitischen Bedeutung neuer IuK-Techniken, Karlsruhe '86
- 6) Henkel, Produktionstechnologien und Raumentwicklung, Difu '86
- 7) s.a. Helms, Auf dem Weg zum Schrottplatz, Köln '84

Die größte Messe der Welt

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß die größte Messe der Welt für die KomInTech und die C-Techniken (CAD, CAP, CIM etc.) inzwischen in Hannover beheimatet ist. Die CeBIT '87 wird vom 4.-11.3.1987 auf 204 000 qm (netto) mit 2200 internationalen Ausstellern ihre Position als einzigartige technologische Verbundmesse festigen können.

Für Planerbüros dürften die Einführungsvorträge im „Trade Center“ interessant sein, die von Firmen übernommen werden, die auf der CeBIT auch selbst vertreten sind.

Als Branchenlösungen werden auch die Architekten/Bauplaner berücksichtigt sein. Darüberhinaus werden es die Hallen 5-7 mit den Micro-Computern sein, sowie die Halle 18 mit dem CAD Angebot, die für einen Besuch in Frage kommen.

Neugierig sind wir auch auf die X-400 Schnittstelle, die hier zum ersten Male bisher inkompatible Geräte (10 verschiedener Hersteller) miteinander kommunizieren lassen soll. Die CeBIT erwartet 350.000 Besucher, davon um die 70.000 aus dem Ausland, die ihre positiven wie negativen Vorstellungen von den „Neuen Technologien“ überprüfen können!

K.F.

Nach dem Ideenwettbewerb für Lingotto (75/76 ARCH⁺, S. 10-12), nach der Restaurierung des Palazzo Grassi (Venedig) und dem Umbau zum Haus der Kunst nach Plänen von Gae Aulenti und Antonio Foscari wird FIAT nun auch an seinem Heimatort tätig: Das „Jagdhaus“ von Stupinigi soll in Zusammenarbeit mit der Stadtparkasse von Turin restauriert und zu einem Kulturzentrum ausgebaut werden. An denkmalpflegerischen Maßnahmen sind vorgesehen: Erneuerung des Putzes, Ausbesserung des Daches, Reparatur von Fenstern und Türen und der Einbau einer neuen Heizungs- und Klimaanlage. Zur Restaurierung denkt man an einen Zeitraum von 3 Jahren und an eine Summe von 18 Mio. DM.

Ungewöhnlich ist an diesem Projekt nicht nur, daß ein Autokonzern solche Aufgaben übernimmt, sondern daß er damit, mit fast fürsorglicher Bravour in Praxisfelder vorstößt, die bisher staatlichem Handeln vorbehalten waren und von den Kommunen mangels Finanzkraft zuneh-



FIAT als Mäzen

mend weniger ausgefüllt werden können. FIAT macht jedenfalls den ersten Schritt, der zweite, die Direktion von FIAT nach Stupinigi zu verlegen und damit die alten Repräsentationsformen neu zu gebrauchen – ist bis heute unvorstellbar.

Um einen Eindruck von Stupinigi zu vermitteln, von dem Bild wie Plan jeweils nur die Rotunde wiedergeben, sei aus der Beschreibung von Norberg-Schulz zitiert. Filippo Juvarra hat das „Jagdhaus“ von Stupinigi „zwischen 1729 und 1731 für Vittorio Amedeo II erbaut. Der Originalgrundriß mit Armen, die diagonal von einer Mittelrotunde ausgehen, erinnert an Fischer von

Erlachs Palais Althan und Boffrands Malgrange, aber Juvarra hatte auch sich selbst von Beginn seiner Laufbahn an mit den Problemen der diagonalen Organisation herumgeschlagen (Regio Palazzo in Ville per tre personaggi aus dem Jahre 1705 u.a.). In Stupinigi jedoch bilden die Rotunde und ihre Arme nur die Brennpunkte einer viel größeren Anlage. Die Straße, die von Turin nach Stupinigi führt, läuft auf den Palast zu und bildet eine breite Allee, die von Dienstgebäuden flankiert wird. Bevor sie den Palast erreicht, erweitert sie sich zu einem Halbrund, das die erste Einführung in den tiefen, komplizierten cour d'honneur bildet.

Ein kleineres Rechteck mit zusammengezogenen Enden folgt direkt vor dem sechseckigen Haupthof, der abgeschnittene Ecken hat. Alle Räume durchdringen sich gegenseitig und erzielen damit einen ständig pulsierenden Effekt. Der Bau, der den komplexen Raumorganismus bestimmt, besteht aus langen Flügeln, die in verschiedene Richtungen laufen, ohne feste Begrenzungen. So erfahren zwei der vier Arme des Hauptpalastes fort, den Hof zu bestimmen, während die beiden anderen unterbrochen sind. Ihnen entsprechen andere, „diagonal“ ausgerichtete Arme, die den abgeschnittenen Ecken des sechseckigen Hofes hinzugefügt sind. Daher erscheint der Bau als „unendlich“ ausgedehnter, „offener“ Organismus, der mit dem Außenraum in Wechselbeziehung steht ... Die komplizierte Bewegung, die den diagonalen Flügeln verdankt wird, ... drückt die neue Beziehung zur Natur aus, die für das 18. Jahrhundert typisch ist.“ (Spätbarock und Rokoko, S. 139 ff., Stuttgart 1986)

Architekturbüro
Janssen-Sieberich
Kölnstr. 95
5160 Düren 1
Tel: 02421/16667

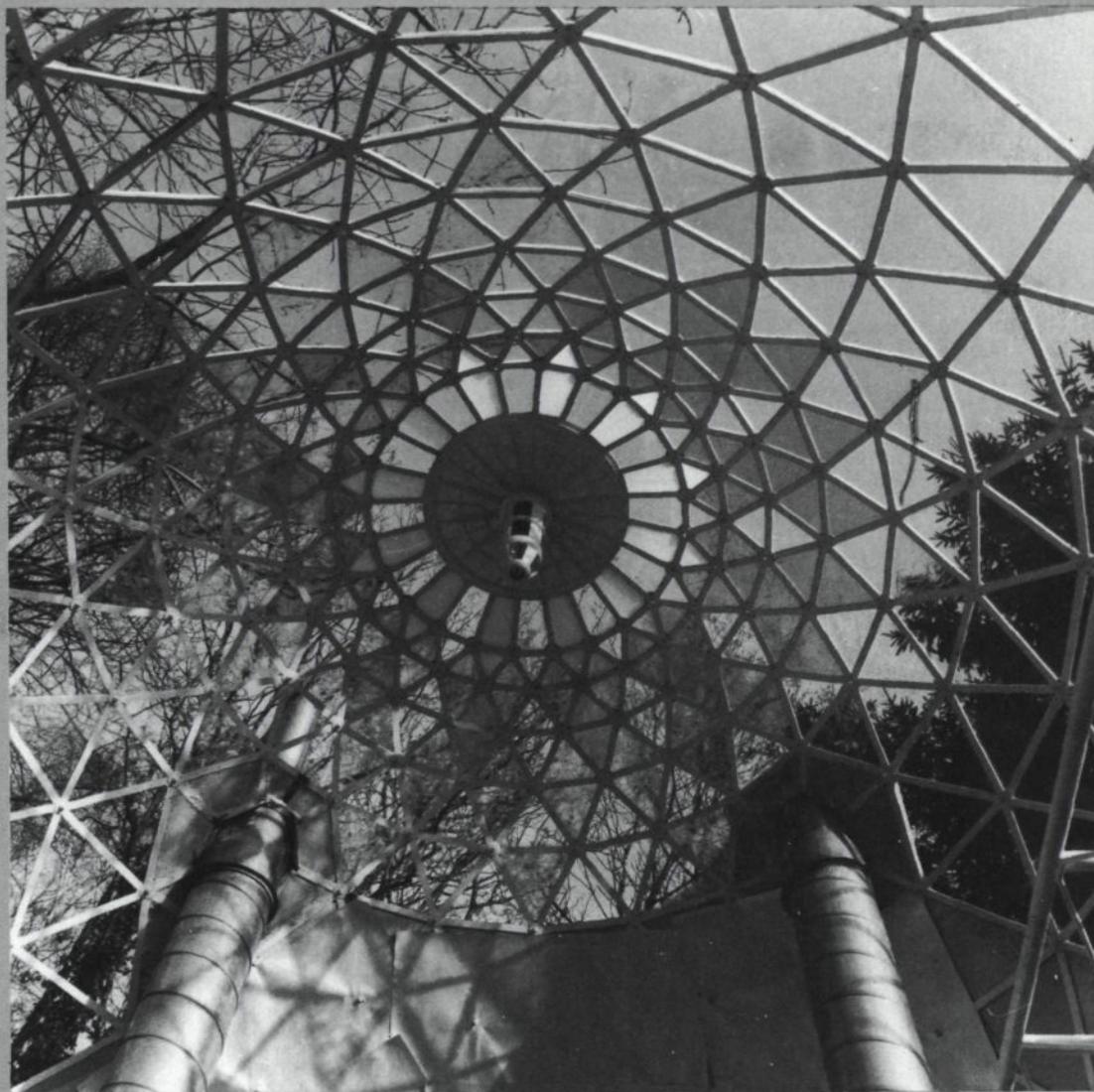
EXPERIMENTALBAUTEN

Kuppelbau in Lontzen, Belgien

Aufgabenstellung

Dieser Bau ist ein Prototyp und wurde unter mehreren Aspekten geplant und gebaut. Ausgehend von der Nutzung als Atelier mit Wohnmöglichkeit im Grünen soll eine Vielzahl von Erkenntnissen aus dem Bau und dem späteren Betrieb gezogen werden. In der Hauptsache soll Erfahrung in der Handhabung von neuen Konstruktionstechniken gesammelt werden. Eine Besonderheit dieser neuen Bauweise liegt darin, daß die gesamte statische Funktion in die Außenhaut gelegt wurde. Das Gebäude ist auch in sich stabil ohne alle inneren Einbauten, die nur der besseren Nutzung dienen. Die tragende Außenhaut besteht aus einem Gitterwerk aus genormten Stahlprofilen, die mittels einer patentierten Schraubverbindung zusammengehalten werden, sodaß ein Netz mit dreieckigen Maschen entsteht.

Der hier realisierte Bau ist nur eine spezielle Anwendung eines Bausystems mit dem auch viel allgemeiner gebaut werden kann. Mit dem Bau soll u.a. gezeigt werden, daß es durchaus möglich ist, sich auch mit ganz modernen Mitteln architektonisch der durch die Parklandschaft gegebenen Situationen organisch anzupassen. Da der ganze Bau klimatisch sehr stark von der Sonneneinstrahlung abhängig ist, soll die Möglichkeit genutzt werden für den Bau weiterer Häuser in dieser Technik wertvolle Erfahrung zu gewinnen.

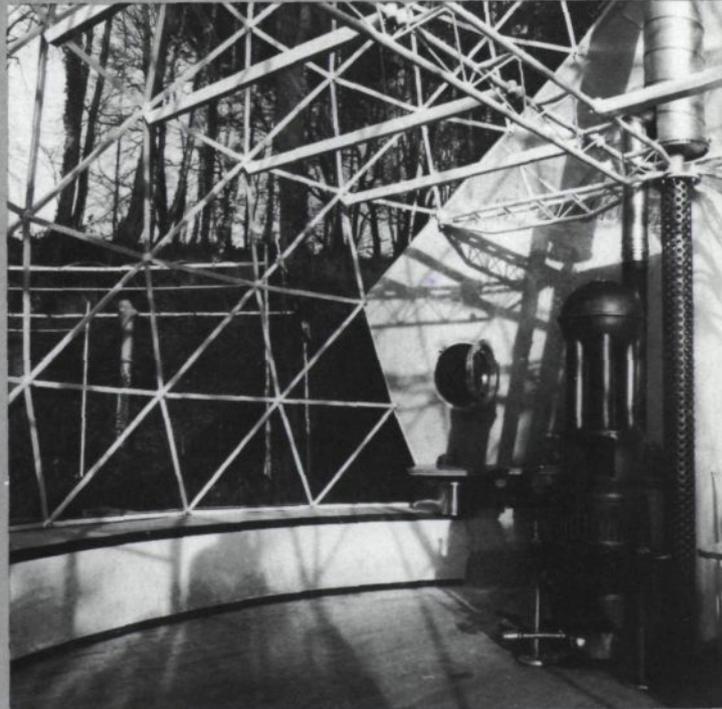


Blick in die Kuppel

Außenansicht von Norden



Innenraum



Die Auslegung

Insgesamt 110 Quadratmeter Wohn- und Arbeitsfläche sind aufgeteilt in einen Arbeitsbereich als klimatechnische Pufferzone und in eine Zone mit beheiz-

baren kleinen Räumen zum Wohnen und Arbeiten. Ein angebauter Energiespeicher soll durch die Masse von 10 Tonnen Rheinkies zur Klimastabilisierung beitragen. Da das Gebäude

nur zeitweise genutzt wird, kann man bei Sonneneinstrahlung die Temperatur auch ohne zu lüften sehr hoch gehen lassen und die Überschussenergie speichern. Durch äußerst geringe Massen

im Wohn- und Arbeitsbereich läßt sich die Temperatur im Bedarfsfall sehr schnell wieder auf ein vernünftiges Maß reduzieren. Zur Regelung dieser Vorgänge ist ein Prozeßrechner vorgesehen. Dieser wird auch die Vielzahl der anfallenden Maßdaten registrieren und analysieren.

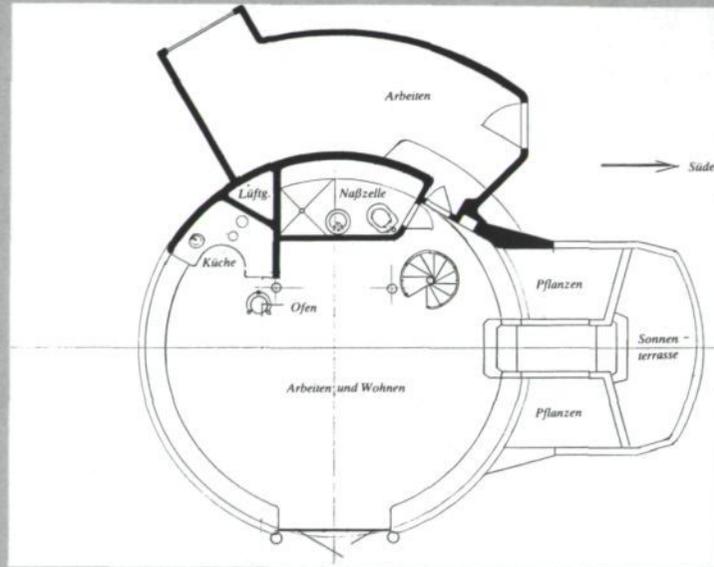
Die aus dem Bau und dem Betrieb des Gebäudes gewonnenen Erkenntnisse sollen bei Auslegung und Bau eines weiteren Gebäudes mit ähnlicher Technik verwendet werden. Dabei wird mehr auf Wohnen Wert gelegt werden. Glasflächen sollen dann in Isolierverglasung ausgeführt sein um den Nutzeffekt einer nicht isolierverglasten Pufferzone, wie sie beim Bau des schon realisierten Gebäudes vorgesehen ist, nach Möglichkeit auch meßtechnisch zu verifizieren. Nach einem geeigneten Standort wird z.Z. noch gesucht. Wie hier soll eine Einbindung in die natürliche Umgebung des Gebäudes mit modernen Mitteln realisiert werden.

Guenter Kunz



Eingang

Fotos: Dieter Kaspari



Grundriß

Die Architekturlehre an unseren Hochschulen hat aufgrund beschränkter Studiendauer und des steigenden Lehrstoff-Umfanges sehr an Spontaneität verloren. Es scheint auch nicht möglich, diesen Mißstand im Rahmen der regulären Vorlesungs- und Übungsroutine zu beheben. Besonders in Fächern, in denen das Be-Greifen von Zusammenhängen vom realistischen Erleben, von „actio-reactio“ abhängig ist, wie in den konstruktiven Fächern und besonders beim Entwerfen von Tragwerken, müssen daher von den Studierenden und ihren Lehrern außerlehrplanmäßige Leistungen erbracht werden. Dies erscheint umso wichtiger, als der hohe Abstraktionsgrad, der z.B. bei heutigen rechnerischen Nachweisen notwendig ist, oft die reale Erleb- und Nachvollziehbarkeit von Wirkzusammenhängen zwischen Last, Spannung und Verformung in Abhängigkeit von Materialwert und Beanspruchung der lastabtragenden Form erschwert.

Zur Unterstützung der Lehrveranstaltungen in „Ingenieurhochbau“ (Tragwerksentwurf bzw. angewandte Tragwerkslehre) und des Seminars „Bauen in Entwicklungsländern“ errichteten Studenten der Fachhochschule Aachen im Fachbereich Architektur unter der Leitung des Autors eine pavillonartige Gebäudestruktur aus Bambus mit einer „Gitterschale“ als Dachtragwerk. Das Projekt war gleichzeitig Teil einer Forschungsarbeit, deren Zielsetzung es ist, für Entwicklungsländer erdbebenwiderstandsfähige, bil-

Einfach Bauen ist (k)eine Kunst

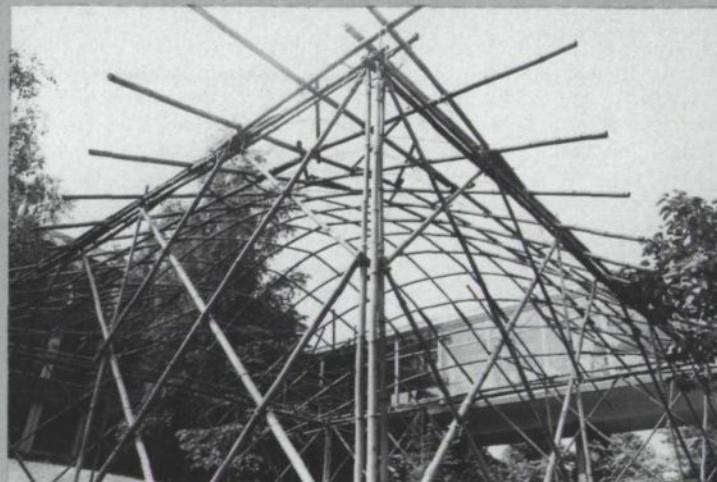


Foto: Ditlef Hansen

Experimente mit Bambus und Lehm an der FH Aachen

lige Konstruktionen aus örtlichen Materialien zu entwickeln, die in Selbsthilfe errichtet werden können. Die verwendeten Werkzeuge sollten möglichst einfach, alle Verbindungsmittel in abgelegenen Gebieten leicht erhältlich oder in Notfällen jederzeit verfügbar sein. Bambus als Baumaterial wurde gewählt, weil es in vielen Teilen der Erde kostenlos zur Verfügung steht, und

weil die Nutzer dieses Materials oft schon traditionell mit der Bearbeitung zur Errichtung von Wohngebäuden in Selbsthilfe vertraut sind.

Die Form der Gitterschale für die Dachkonstruktion erweist sich aufgrund ihrer Flexibilität als vorteilhaft gegenüber anderen traditionellen Systemen. Die Gitterschale verhält sich als zusammenhängendes, weitgehend

auf Druck bzw. Zug beanspruchtes System bei Erschütterungen nachgiebig und belastet auch die darunterliegenden Wandkonstruktionen nicht mit horizontalen Lasten aus Gewölbeschub. Nach einer äußeren Lasteinwirkung stellt sich die ursprüngliche Lage der Einzelteile im Gesamtgefüge wieder von selbst ein. Voraussetzung dabei ist allerdings daß die Gitterstäbe in den Knoten schubfest und gegen Verdrehen gesichert verbunden sind.

Vor der Errichtung des Versuchsbaus waren zahlreiche Vorarbeiten notwendig, wie Formfindungsuntersuchungen mit Hilfe eines Hängemodells, Detailentwicklung und Material- sowie Bauteiltests im Labor.

Der Pavillon schließlich, mit einer Grundfläche von 6,0 x 6,0 m stellt mit einem Minimum an Materialeinsatz (ca. 60 kg Bambus) und seinen einfachen Verbindungsmitteln (Hanfseile, keine Schrauben oder andere Stahlteile) und mit einem Arbeitsaufwand von ca. 10 Stunden für 6 bis 10 „Selbstbauer“ eine ideale Voraussetzung für das Traggerüst eines einfachen, in Entwicklungsländern mit Bambusvorkommen sehr kostengünstigen „Einfamilienhauses“ dar. Als Ergänzung dieses Versuchsbaus werden zur Zeit Verbundkonstruktionen aus Bambus, Jute und Lehm für die Verwendung als Wand- und Dachelemente untersucht. Auch dabei fließen wieder die Kreativität und der freiwillige Arbeitseinsatz von Studenten in das Gesamtergebnis ein.

Bernd Baier

KOLUMNE



Wieviel ist verloren –
„Neue Heimat“,
Gemeinwirtschaft oder mehr?

Hat die NH-Krise der Sache der Gemeinwirtschaft den Todesstoß gegeben oder ist es umgekehrt – wie die Gralshüterin der Marktorthodoxie in der Spiegel-Redaktion, Renate Merklein, bemerkt (H.4/1986, S.123) –, daß „die Gemeinwirtschaft der Neuen Heimat den Garaus machte“? Sind es bloß die „kriminellen Energien“ der Manager, die für Schaden sorgen, wie es in der jüngsten Stellungnahme der Grünen im Bundestag (Nov. 86) heißt, oder ist es das Projekt der Gemeinwirtschaft selber, das hier wieder einmal seine Unmöglichkeit zur Schau stellt?

Bedeutung, Implikationen und Konsequenzen dieser Frage werden bei der Linken offensichtlich immer noch verkannt. Dies hat leider Tradition im linken Denken: während man die Kritik des Kapitalismus mit schier unermüdlichem intellektuellen Aufwand betrieb, überließ man die Frage nach Alternativen, nach einer handhabbaren „positiven Ökonomie sozialer Bewegungen und Reformen“ dem Projekt Hoffnung. Man begnügte sich mit Leerformeln, die als Mythen zwar oft eine große einigende Kraft hatten, für praktisches Handeln jedoch keinerlei Orientierung lieferten. Obwohl man spätestens 1918 die politische Unschuld verlor, polemisiert man noch heute wie zu Zeiten von Engels und Kautsky gegen die Entwicklung von „Rezepten für die Garküche der Zukunft“. Wer anders als die linke *Intelligentia*, das kollektive Gedächtnis der Bewegung, sollte denn die Arbeit der Zuspitzung, die Aufarbeitung der Fehler, die Präzisierung der Leitbilder, die Konkretisierung der Bedingungen der Möglichkeit von Alternativen leisten? Wer heute glaubt, daß es bloß um die Gemeinwirtschaft geht, die man folgenlos verabschieden könne, der hat den historischen Blick verloren. Längst geht es um die Glaubwürdigkeit des Projektes Sozialismus überhaupt; ja die Möglichkeit einer wie auch immer zu nennenden demokratisch-ökologischen Alternative selbst steht zur Debatte. Und macht man es sich auch diesmal so leicht wie beim Scheitern die Sozialisierungs-, Verstaatlichungs- und Planungsbewegungen, so darf man sich nicht wundern, wenn die „Mehrheit links von der Mitte“ sich in ein Häuflein Minderheiten ausdünn. Weil es ums Ganze geht, haben Analyse und Folgerungen aus dem heutigen Gemeinwirtschaftsdebakel strategische Bedeutung.

Daher kann man sich weder mit dem Entlastungsargument „korrupte Manager“ und „kriminelle Energien“ zufriedene geben, noch mit der schlichten Verabschiedung der Gemeinwirtschaft

als Fehlgriff, wie das sowohl auf konservativer Seite geschieht (dort generalisierend gegen jede Alternative zur gewinngesteuerten Ökonomie), wie auch bei linken Gewerkschaftern (hier nur auf die Gemeinwirtschaft bezogen). Während bei den „Verabschiedern“ die Konservativen à la Merklein immerhin konsequent sind, sind die Linken längst in ein unheilbares Dilemma geraten. Es ist an reformökonomischen Topoi und möglichen Hoffnungsträgern nichts mehr da, was nicht schon durch vorgängige Politik in Mißkredit geraten ist. Denn über die Jahre ist die Liste der gescheiterten und eilig verabschiedeten Konzepte überlang geworden und fordert nun endlich Konsequenzen.

Kernpunkt folgender Bemühungen, einige positive Lehren aus der NH-Krise zu ziehen, ist die Grundthese, daß jede sozial-reformerisch motivierte Alternative zur Marktsteuerung strategisch auf Organisationskultur und Wirtschaftsmoral der Beteiligten angewiesen ist. Damit ist nicht gemeint – was zu Recht als weltfremd kritisiert wird – daß das Eigeninteresse der Beteiligten zugunsten einer Gemeinschaftsethik außer Kraft gesetzt werden soll, sondern daß es in eine Organisationskultur und Lebenshaltung eingebunden wird, die es zu anderen Ergebnissen führen läßt. Eine Gemeinwirtschaft ohne Gemeinwirtschaftler kann nicht funktionieren. Und nichts beleuchtet diese These besser als die Peinlichkeiten der öffentlichen Auftritte ihrer leitenden Persönlichkeiten. Deren Sozialisation ist aber kein Naturgesetz, sondern Ergebnis vergangener politischer (Fehl-)Entscheidungen. Wie wichtig die Pflege von „Unternehmensphi-

losophie“ und „Organisationskultur“ sind, haben große Privatunternehmen längst erkannt, obwohl sie es viel weniger nötig haben als gemeinwirtschaftliche.

Im Kampf um eine funktionsfähige und kulturell attraktive gemeinnützige Wohnungswirtschaft (GW) scheinen mir aus der NH-Krise fünf Lehren von entscheidender Bedeutung.

Klare ordnungspolitische Abgrenzung

Erstens: Der Verfall der intellektuellen Reformkultur ist so weitgehend, daß es kaum noch jemanden gibt, der die aktuelle Debatte um Reform des Wohngemeinnützigkeitgesetzes (WGG) ordnungspolitisch in der Tradition der Wohnreformbewegung begreift. Das Konzept der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft als Sondersektor – seine Funktionsvoraussetzungen, Stabilitätsbedingungen, seine spezifischen Allokations- und Verteilungsmechanismen – müssen bekannt sein, will man nicht an dem ideenlosen, aktuellen Herumflicken und damit Zerstören teilhaben, sondern offensiv gestalten. Es bedarf beispielsweise wieder einer klaren ordnungspolitischen Abgrenzung von gemeinnütziger und privatwirtschaftlicher Wohnungswirtschaft, wie sie bis 1956 ansatzweise mit dem Antispekulationsparagrafen (§ 8 WGG) vorhanden war. Die gemeinnützige Wohnungswirtschaft sollte ein besonderes, von privaten Anbietermärkten abgegrenztes Gut produzieren: die sozial-gebundene Wohnung, die dauerhaft von der freien privaten Verfügung abgetrennt werden muß, also besser als seinerzeit im § 8 WGG. Dies ist die Grundprämisse einer

funktionsfähigen GWW als gesonderter Reformsektor. Heute gibt es eine unhaltbare Wettbewerbsverzerrung, da die gleiche Wohnung als frei-veräußerbare Ware sowohl von privaten wie auch von gemeinnützigen Trägern angeboten werden kann. Durch diese historische Verwischung der Grenzen wurde die Spekulation mit dem Wertgefälle zwischen beiden Sektoren möglich. Während das Verkaufen von Wohnungen aus dem gemeinnützigen Sektor längst eingeübte Praxis ist – zu Lasten des Steuerzahlers und Mieters und zugunsten des dadurch erst ermöglichten profitablen Vermittlers (BGI) – erweist sich der Verkauf von Stammkapital, der Ausstieg aus der Gemeinnützigkeit sowie die Privatisierung des Erlöses noch als unsicheres Terrain. Bricht mit der NH der Damm der aus der Genossenschaftsbewegung stammenden Sozialbindungen, so droht die größte Verschleuderungsaktion von öffentlich kontrolliertem Vermögen in der Geschichte der deutschen Wohnungspolitik.

Wiedererlangung von Subventionseffizienz

Zweitens: Wie das Geweklage über die verlorenen Subventionsmilliarden zeigt, sollte die Förderung sich wieder an den klassischen Prinzipien der Wohnreform orientieren: keine Geschenke, sondern Förderung nur gegen Dauerbindung und öffentliche Leistungen. Die Umschichtung der Förderung von direkter zu indirekter hat zur Vernebelung der Zusammenhänge, zum Verlust an Steuerungsmöglichkeiten und zum Entstehen einer Doppelmoral beigetragen. Während die direkte, budgetsichtbare Förderung unter höchstem Legitimationsdruck steht und deshalb ständig gekürzt wird, und Bauminister Schneider sich weigert, mit Steuergeldern die Sozialbindungen der NH-Wohnungen zu sichern, reißen die budgetunsichtbaren indirekten Förderformen (Steuervorteile) für private Träger und Spekulanten immer größere Löcher ins Steueraufkommenspotential und destabilisieren zudem den Wohnungsmarkt, da dadurch primär kurzfristig interessierte Abschreiber und nicht gebrauchswertorientierte Bauherren und solide Wohnungsverwalter „gezüchtet“ werden.

Strategische Bedeutung der Organisationskultur

Drittens: Die Gemeinwirtschaft in Gestalt von Gesellschaften wie die NH ist als Reformprojekt strukturell immer gefährdet. Denn sie ist auf Organisationskultur und die Moral der Beschäftigten strategisch angewiesen, da Kapitalkontrolle (wie im Kapitalismus) und Bewohner-

kontrolle (wie bei der Genossenschaft) entfallen. Da das eindeutige Unternehmensziel – die Gewinnmaximierung – entfällt, wächst zunächst der Handlungsspielraum; umgekehrt sind nun Ziele komplexer, Anforderungen oft höher, dafür sind aufgrund von Politiknähe und Steuerbefreiung die Ressourcen teilweise größer. Jedenfalls sind nun managerielles Handlungsfeld und die Prinzipien der Komplexitätsreduktion offener. Daher die erhöhte Bedeutung wertgeleiteter Handlungssicherheit und Kontrolle. Dafür sind aber eine klare Gemeinwirtschaftsphilosophie, Organisationskultur und individuelle Wirtschaftsmoral von strategischer Bedeutung. Werden diese aber – wie jahrzehntelang in der gewerkschaftlichen Gemeinwirtschaft – weder gefragt noch gefördert, dann setzen sich die Normen der privatwirtschaftlichen Umgebung durch. Nur daß es dann in der Gemeinwirtschaft zu einer paradoxen Umkehrung privatwirtschaftlicher Maximen kommt: statt Gewinne zu internalisieren und Kosten zu externalisieren, wurden nun Gewinnmöglichkeiten externalisiert und Kosten internalisiert. Also: Kosten wurden einerseits regelrecht „produziert“ statt sie zu minimieren, da die Gewinnausschüttung begrenzt wurde. Die Transformation von potentiellen Überschüssen in Kosten kann beispielsweise die Form von Ausstattungsluxus, von überbetrieblichen Leistungen, Höchstgehältern, überhöhten Spenden und Geschenken annehmen. „Fiktive“ Kosten können andererseits auch internalisiert werden, um Gewinnmöglichkeiten zu externalisieren. Nicht-gemeinnützige Gesellschaften wie die Terrafinanz, Baustoffunion, Heizungs- und Antennengesellschaften wurden systematisch vor- und nachgeschaltet, um dort verfügbare Gewinne zu Lasten der NH beziehungsweise der Mieter und Steuerzahler zu machen. Und immer waren es die Führungskader selber, die von diesem Geschäft mit sich selber (teilweise versteckt hinter Stroh Männern) am mei-

sten profitierten. Ob BGAG oder gar DGB als Organisationen davon profitierten, muß noch geklärt werden. So wurde die NH „gemolken“ bis sie an Substanzverzehr kollabierte (der natürlich auch der Veränderung der objektiven Rahmenbedingungen, Marktsättigung, verfehlte Wachstums- und Bodenbevorratungspolitik usw. geschuldet war). Statt die Bestimmungen der Wohnungsgemeinnützigkeit reformpolitisch zu vertreten und ideelles Kapital daraus zu ziehen, haben Vorstände und Eigentümer immer nur kurzfristig gedacht, die gemeinnützigkeitsrechtliche Vermögensbindung nur als lästige Schranke empfunden und daher nie die entsprechenden Eigenkapitalerhöhungen vorgenommen. Investitionen aus Eigenmitteln und Überschüsse wollte man tunlichst dort realisieren, wo man ohne gemeinnützigkeitsrechtliche Sozialbindungen verfügen konnte, beispielsweise bei der NH-Städtebau oder International.

All dies ist keine Frage individueller Unmoral, sondern des Fehlens einer anderen Moral. Nur der Kadergeist einer Akademie der Gemeinwirtschaft, eingebettet in eine intellektuelle Reformkultur hätte hier ein anderes Fundament legen können. Jene aber wurde früh (in den Fünfziger Jahren) geopfert (heute Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg). Diese aber – zum Beispiel in Gestalt einer konkretisierten sektoralen Reformstrategie, wie es in den Zwanziger Jahren durch *Martin Wagner*, *Bruno Taut* als Gewerkschaftsstrategie gelang – hatte zwischen den sozialpartnerschaftlichen und den zu abstrakt oppositionellen Flügeln der Arbeitnehmerorganisationen keine Chance.

Selbstverwaltungsverbund statt Konzern

Viertens: Wenn dieser Kadergeist nicht technokratisch abdriften soll, muß er eingebunden sein in den Diskurs mit den Betroffenen: Bewohner, Belegschaft, Vertreter des öffentlichen Le-

bens in den Stadtteilen. Dies war auch das Konzept zu Beginn des gewerkschaftlichen Engagements 1924: Programmgebende Muttergesellschaft (DEWOG), örtliche professionelle Serviceunternehmen und Verwaltungsgenossenschaften in allen Siedlungen. Während die Nazis dieses funktionierende differenzierte Selbstverwaltungskonzept zerstörten und 1938 durch regional zentralisierte „Neue Heimaten“ ersetzen, pflegten die Schweden und Norweger das von uns importierte Konzept bis heute erfolgreich: jede Baueinheit eine Bewohnergenossenschaft im Verbund mit der Muttergesellschaft. Dort ruht die Gemeinwirtschaft auf dem soliden Fundament von tausenden von Selbstverwaltungseinheiten. Die kulturelle Basis von Demokratie und Solidarität wird in täglicher Kleinarbeit gesichert. Und das soll bei uns nicht gehen? Längst sind die programmatischen Ansätze (WOHNBUND) da, erste Beispiele von Bewohnergenossenschaften (Duisburg und Frankfurt) auf dem Weg.

Traditionspflege und Perspektivendebatte

Fünftens: Wer nicht weiß, woher er kommt, kann auch nicht wissen, wohin er geht. Die NH war so traditionslos, daß sie nicht einmal ihren Geburtstag im richtigen Jahr (nämlich 1924 in Berlin und nicht der Zufall von 1926 der Hamburger Regionalgründung) feiert und sich auch nie vom Stigma ihres Nazi-Namens und – schlimmer noch – der NS-Organisationskonzepte (nämlich Verzicht auf Selbstverwaltungsorganisationen in den Siedlungen) befreit hat. Eine Gemeinwirtschaft ohne Pflege von Tradition, Mythen und Hoffnungen geht eben nicht.

Diesem Unternehmen, einer der Hauptlobbyisten der Bonner Wohnungspolitik, ist es daher auch nicht aufgefallen, daß in einer Vielzahl von Schritten, an denen die NH auch beteiligt war, die objektive Funktion der GWW geradezu ins Gegenteil verkehrt wurde. War die GWW ursprünglich Wohnreformsektor

im Dienste der Bewohner (Konsumenten), von dem auch Reformdruck auf die vorgelagerten kostentreibenden Märkte ausging: bodenreformerische Bemühungen, gemeinwirtschaftliche Bemühungen im Baustoff- und Bausektor (Bauhütten usw.), Umgehung der Kapitalmarktfinanzierung durch Sonderkreisläufe. So erscheint die GWW heute, als in dieser Kette einzig übrig gebliebener regulierter Markt, als „sozialisierte“ Absatzorganisation der Hochpreispolitikinteressen der „liberalisierten“ Vormärkte (Boden-, Baustoff-, Bau- und Kapitalmarkt), also der Produzenten. Über die Institutionen WGG, Sozialer Wohnungsbau, Kostentante und Nachsubventionierung werden die Gewinninteressen der Anbieter in den Vormärkten staatlich gesichert statt gedämpft und kontrolliert. Am deutlichsten ist dies im Bereich der Bodenpreise und Kapitalkosten. Die Privatbanken haben in den letzten dreißig Jahren einen einzigartigen Siegeszug vollbracht und alle Reste reformerischer Sonderfinanzierungskreisläufe verdrängt. Die Bauhütten sind zugunsten der Sozialpartnerschaft zu Beginn der sechziger Jahre von der IG Bau, Steine, Erden geopfert worden. Bodenreform ist heute ein Fremdwort. Konsument und Steuerzahler sind dem ganzen hilfloser ausgeliefert als dem reinen Marktsystem. Der ruhmreiche gewerkschaftliche Aufbruch in die Wohnungspolitik der zwanziger Jahre endete – bitter und paradox zugleich – im gleichsam „tariflich“ gesicherten Gewinn der Anbieter in den wohnungswirtschaftlichen Vormärkten. Die NH selber wurde das erste Opfer. Es können noch andere folgen.

Nun rächt sich, daß SPD und Gewerkschaften es versäumt haben, mehr reformökonomisch-ordnungspolitische Konzepte aufzubauen: an Hochschulen, Fortbildungsstätten, in den eigenen Programmen und Organisationen. Eine Gemeinwirtschaft ohne Gemeinwirtschaftstheorie, -politik und -kultur kann sich nicht halten.

Klaus Novy

Abschied von Henry Ford – oder was zeigt der Untergang der Neuen Heimat an?

Der Verkauf der allergrößten Teile des größten europäischen Wohnungsunternehmens an den Brotfabrikanten Schießer für den symbolischen Preis von einer Mark eignet sich für bissig bittere Kommentare. Der Untergang vollzieht sich ohne einen Funken von Noblesse als Schmierstück

kleiner und großer Versager. Wenn das Aufsichtsratsmitglied Vetter im Bundestagsausschuß beteuert, er habe „von all dem, erst (zu) spät erfahren, was an Investitionspolitik in der Neuen Heimat geschah, wird er gleich darauf von Mitgliedern des Betriebsrates widerlegt, die schon

Jahre zuvor in zwei Gesprächen auf die immense Überschuldung hingewiesen haben. Vielleicht haben die kleinen Abschreibungsgeschäfte, die der Vorstand der Neuen Heimat an Vetter vermittelte, die Erinnerung verblassen lassen? Oder sind es einfach die kleinen Lügen des

ehemaligen großen Vorsitzenden? Oder – um noch ein Beispiel zu bringen – was ist von der Wahrnehmungsfähigkeit eines Gewerkschafters, der bei der Neuen Heimat engagierten HBV zu halten, wenn er die Repräsentationsbauten der NH in der Dritten Welt verteidigt: „Wir können

nicht immer nur ... darüber klagen, daß die Industriestaaten in West und Ost viel zu wenig zur Sicherung der Lebensgrundlagen in den Entwicklungsländern tun. Wir müssen auch weiterhin dazu beitragen, dies zu einer ständigen Aufgabe gerade der Gemeinwirtschaft werden zu lassen.“¹⁾ Und Gleiches könnte man auch von dem Sanierer der Neuen Heimat, Diether Hoffmann, sagen, der im Rahmen einer Fachtagung an der Gesamthochschule Kassel als einzige Antwort auf die Vorschläge von Fachleuten zur Dezentralisierung und Vergesellschaftlichung des Konzerns zu sagen hat, dies gehört in das Reich der Utopie, schon aus Haftungsgründen.²⁾ Der Verlust an Realitätssinn und Perspektive, die Undenkbarkeit der Veränderung, ja auch die kriminellen Praktiken des ehemaligen Vorstandes sind jedoch nicht Ursache, sondern nur Korrelate des Niedergangs. Hier zu verharren, verstellt den Blick auf, wie ich meine, wesentliche gesellschaftliche Veränderungen, für die der Untergang der gewerkschaftlichen Unternehmung Neue Heimat Hinweis ist.

Der sozialdemokratisch geprägte Teil der Arbeiterschaft sah in den 20er Jahren als taktisches Instrumentarium der gesellschaftlichen Veränderung drei miteinander verwobene institutionelle Komplexe: die Partei für die politische Auseinandersetzung, die Gewerkschaften für die betrieblichen Kämpfe und die Gemeinwirtschaft zur Absicherung und Verbesserung der Reproduktion der Arbeiter sowie als Vorboten und Experimentierfeld für eine zukünftige sozialistische Wirtschaftsweise. Mit dieser Tradition hat die Neue Heimat nur insofern zu tun, als sie sich ideologisch auf sie beziehen konnte, wenn es tunlich war. So insbesondere, wenn in sozialdemokratisch regierten Städten der Bauauftrag an die NH und nicht an Konkurrenten vergeben werden sollte, oder auch um die ab und an aufkommende Kritik an der Unmenschlichkeit der durch die NH geschaffenen Wohnbedingungen schon im Kern zu ersticken. Viel mehr schon hat die NH mit ihrer realen Gründungsgeschichte im Faschismus zu tun. „Fest steht, daß heute die im Hauptverband vereinigten 3.000 gemeinnützigen Wohnungsunternehmen einen festen soliden und kerngesunden Block darstellen, restlos ausgerichtet nach den Grundsätzen des nationalsozialistischen Staates und uneingeschränkt bereit, sich in den Dienst der Errichtung gesunder und preiswerter Arbeiterwohnstätten zu stellen.“³⁾ Die Neue Heimat, 1939 als gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgemeinschaft der Deut-

schen Arbeitsfront im Gau Hamburg gegründet, hat aus dieser Zeit die Prinzipien zentralisierter ökonomischer Macht übernommen und erweist sich damit als eine der wichtigen Agenturen zur Durchsetzung des Fordismus in der Bundesrepublik.

Der Fordismus ist ein Komplex ökonomischer, staatlicher und lebensweltlicher Steuerungsmechanismen, der sich allmählich nach dem ersten Weltkrieg entwickelt, für Deutschland auch und gerade durch den Nationalsozialismus weiterentwickelt wird, um in den 60er Jahren (für die BRD) seinen wahrscheinlichen Höhepunkt zu erreichen.⁴⁾ Grundlage dieser Formation ist ein tayloristisches Produktionskonzept: die Arbeit wird in eine Vielzahl kleiner, leicht beherrschbarer Arbeitsschritte zerlegt; das Arbeitsprodukt entsteht durch die technisch-organisatorische Verknüpfung dieser Arbeitselemente. Der Gesamtprozeß wird als Optimierung jeweiliger Mittel-Ziel-Systeme arrangiert. Die Arbeitskraft ist ohne Handlungs- und Zeitaufonomie in den Arbeitsverlauf eingegliedert, die Ver- und Outputmessungen technisch und im wesentlichen nicht mehr sozial kontrolliert. Dieses Arbeits- und Produktionskonzept führt zu einer beachtlichen Steigerung der Produktivität und zugleich ermöglicht es die Anfertigung komplexer Produkte (z.B. die Anfertigung von Autos) als Serie und Massenprodukt. Die Arbeitsmotivation kann in einem derartigen System nur noch instrumentell und – wie die Psychologen es nennen – außergeleitet, extrinsisch sein. Während das handwerkliche Arbeitskonzept die Identifikation mit dem Arbeitsvorgang nötig und möglich macht, da die Verknüpfung von Qualifikation und Produkteigenschaft unmittelbar ist, ist dies bei der tayloristischen Arbeitsteilung nicht oder nur noch äußerst abstrakt möglich. Die Arbeit motiviert durch den Lohn, der den Zugang zu den Waren des Massenkonsums eröffnet. Die serielle Arbeit bedarf der Ergänzung durch den Massenkonsum, einmal um die Massenprodukte abzusetzen, zum anderen, um die Arbeitsmotivation zu sichern. Kernzelle dieses Systems ist das abstrakte Individuum, das sowohl auf dem Arbeits- wie auf dem Gütermarkt schnell und ohne zu große Bindungen agieren kann. Um die Reproduktionsfähigkeit des abstrakten Individuums im biologischen wie kulturellen Sinn zu sichern, entwickelt sich neben einer zunehmenden Zahl von Ein-Personen-Haushalten die Kernfamilie, die auch nur noch Kern-Funktionen der Hauswirtschaft übernimmt. Der

bürokratisch verfaßte Sozialstaat sichert Kranken- und Altersversorgung ab und bildet einen Puffer bei konjunkturellen und strukturellen Verwerfungen des Arbeitsmarktes, verlangt dafür aber weitgehend Abstinenz von unmittelbarer politischer Beeinflussung. In der US-amerikanischen Politologie wurde jahrelang eine hohe Wahlbeteiligung im repräsentativen System der Demokratie als Indikator für „political unrest, herangezogen, in der BRD haben Ansprüche der sozialen Bewegungen auf politische Einflußnahme zum politologischen Terminus der Unregierbarkeit geführt. Die Neue Heimat war ein wichtiges Instrument, um die städtebaulichen Anforderungen des fordistischen Systems durchzusetzen. Die Arbeits- und Konsumtionsmonade Kleinfamilie „benötigt, ein Wohnsystem in dem Wohnen konsumiert wird. Die Möglichkeit zur Haushaltsproduktion, zu einer alltäglichen Aneignung des Wohnraumes soll nicht gegeben sein. Nur so läßt sich strukturell verhindern, daß sich die Kleinfamilie zeitweise oder teilweise vom Arbeits- und Gütermarkt abkoppelt. Vor allem die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen soll ganz und gar marktintegriert erfolgen. Die Wohnungen müssen zudem preiswert sein, um freie Einkommensspitzen für den Konsum aktivieren zu können. Es ist so kein Zufall, daß die Planer der NH in den 60er Jahren die Wohnmaschinen der 20er Jahre als Modell nehmen. Was Corbusier forderte – Wohnungen als Serie wie ein Auto zu produzieren, wird Realität. Auch der Standort der Wohnanlagen am Stadtrand ist kein Zufall. Zum einen benötigt der Konsum den zentralen Stadtraum für sich. Die NH schafft das Auffangbecken für die funktionsverdrängten Stadtbewohner. Zum zweiten modernisiert die Unterbringung in den Wohnanlagen die Lebenswelt, – alte Formen der Selbst- und Nachbarschaftshilfe werden baulich verhindert. Und schließlich wirkt die räumliche Trennung von Wohnen- Arbeit und Konsum (und mehr und mehr auch der Freizeit) als Beschleuniger in der Verbreitung des PKW's, der das materielle Substrat des fordistischen Systems bildet. Daß sich die NH in den 70er Jahren zunehmend dem Bau von Eigenheimen widmet (während Anfang der 60er Jahre die NH in etwa 10% ihrer Bauten als Eigenheim erstellt, sind es Ende der 70er Jahre 50%) entspricht zum einen der Zunahme der mittleren sozialen Klassen wie auch der Kaufkraftentwicklung. Im wesentlichen jedoch entspricht es einer veränderten gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Zur

Installierung des fordistischen Systems müssen die Klassen-schranken symbolisch und bis zu einem gewissen Grad auch materiell überwunden werden. Nur so kann die für den Massenkonsum notwendige Egalisierung erreicht werden. Konsum erfolgt nicht mehr nach Stand und Klasse Nyltest für jedermann. Der Volksgenosse im Volkswohnungsheim mit Volkswagen war die Konstruktion der Nationalsozialisten; der Angehörige der nivellierten Mittelstandsgesellschaft auch mit Volkswagen oder Opel Rekord in der Neubauwohnung der NH, dies ist das Bild der 60er Jahre in der Bundesrepublik. Die NH baut die entsprechenden Siedlungen mit sozialer Durchmischung. Im Hochhaus die Armen (außer in den obersten Stockwerken), in der 4-geschossigen Zeile die Facharbeiter und Angestellten, im Atriumhaus schon mal ein Bürgermeister oder der Geschäftsführer des COOP-Zentrums. Genau so zu besichtigen in Mannheim-Vogelstang und anderswo. In dem Maße, in dem sich der Fordismus durchsetzt und zur beherrschenden Form wird, kommt es zu sozialen Differenzierungen, die man auch vorzeigen will. Die „feinen Unterschiede, werden zum Motor der Konsumdynamik, der Besitz eines Eigenheims zum Lebensraum. Die NH paßt sich an, doch anders als im sozialen Mietwohnungsbau kann sie hier keine politisch gestützten Monopole erringen. Anders als im Mietwohnungsbau sichert der Staat den Gewinn nicht über kollektiven Zwangskonsum, über die Kostenmiete ab. Auf diesem Markt gibt es Konkurrenz, der der bürokratische Apparat der NH nicht gewachsen ist. Die Beschäftigten an Pfründe wie 14 Monatsgehälter, 6 Wochen Urlaub, erleichterten Zugang zur Eigentumbildung gewöhnt, können sich im Konkurrenzkampf genauso wenig behaupten wie eine Geschäftsführung, die die Führung des Konzerns unter dem Gesichtspunkt lukrativer Nebengeschäfte betreibt.

Der sich allmählich abzeichnende Wechsel der Formierung der Gesellschaft „braucht, Konzerne wie die Neue Heimat nicht mehr. Arbeitslosigkeit und Ausgliederung ganzer Bevölkerungsgruppen haben dem Sozialstaat den utopischen Glanz genommen. Mit der sinkenden Leistungsfähigkeit des Staates sinkt auch die Legitimation für die bürokratische Kontrolle der Lebenswelt, viele wollen wenigstens im Wohnbereich dem langen Arm der Bürokratie entkommen. Im Arbeits- wie im Konsumbereich ändert sich das Modell: Der Taylorismus ist an seine Grenze gestoßen, wo Arbeit nicht durch elektronisch gesteu-

erte Maschinen ersetzt werden kann, kommt die Qualifikation in die Fabriken zurück, das Personalsystem orientiert sich eher an dem qualifikations- und aufstiegsorientierten „inneren Markt“ von IBM. Die Massenware ist nicht mehr gefragt, die Distinguierung verlangt den besonderen Geschmack, dieser das besondere Produkt. Diese Seite der Veränderung wird von dem kaufkräftigen Teil der Bevölkerung getragen; er versorgt sich mit Wohnungen besser auf dem freien Markt. Die andere Seite ist die der Dequalifizierten, die mit den bad jobs oder ohne jede Arbeit. Die sind für die NH nicht interessant, muß man sich doch am Markt orientieren, wie Ex-Chef Diether Hoffmann sagt, und da spielen „die“ keine Rolle, die haben keine attraktive Kaufkraft. Daß sich die Gewerkschaften in dieser Situation von ihrem Konzern trennen, darf man sehr wohl systematisch interpretieren: Zum einen können die Gewerkschaften die Ausdifferenzierung des sozialen Mietwohnungsbestandes in gute Eigentumswohnungen für die sozialen Gruppen, die an den neuen Entwicklungen teilhaben und in schlechte Sozialwohnungen für die Ausgegliederten nicht selber vollziehen. Die Gewerkschaften wollen auch mit dem absehbaren Vandalismus, dem Verfall, dem Abriß der Bauten nicht assoziiert werden. Den Preis, die Entwicklung zu beschleunigen, indem man sich für teures Geld aus dem Staub macht, nimmt die Gewerkschaftsführung in Kauf. Zum anderen will sich die Gewerkschaftsführung wohl auch den Rücken frei machen, um für neue Situationen neue Strategien zu entwickeln. Nimmt die Professionalisierung der Arbeitnehmer zu, so muß sich auch das Leistungsangebot der Gewerkschaften

individualisieren, die Gemeinwirtschaft ist da ein Klotz am Bein. Nimmt gleichzeitig auch die Dualisierung der Gesellschaft zu und entsteht, was keineswegs sicher ist, soziale Unruhe unter den Ausgegliederten, so hat die Gemeinwirtschaft – ihres utopischen Gehalts entkleidet – wohl kaum noch integrative Kraft, eher muß man sich vorstellen, daß der gewerkschaftlich organisierte Hausmeister zum Hilfspolizisten avanciert – für die Gewerkschaften wäre dies keine gute Ausgangslage für politische Auseinandersetzungen.

Die Gewerkschaften hätten sich ohnehin von der Neuen Heimat trennen müssen, da für sie der Konzern Instrument fordristischer Politik war, die nun nicht mehr zieht. Doch hätte sie den Konzern nicht an den Unternehmer Schießer verkaufen müssen. Angebote zur Dezentralisierung hat es in verschiedenen Bundesländern gegeben. Auch eigene Konzepte zur Übernahme des Bestandes durch Mieter und Kommunen wurden nicht ernsthaft diskutiert. So bleibt der Schaden, für die gemeinwirtschaftliche Idee, die Sozialdemokratie, die Gewerkschaft selber und vor allem die Mieter.

Detlev Ipsen

Anmerkungen

- 1) Günter Volkmar: Das Verhältnis der Gewerkschaften zu ihren gemeinwirtschaftlichen Wohnungsunternehmen, in: R. Petzinger, D. Ipsen, G. Köhler (Hg.), Forum Wohnen, Freiburg 1986, S. 108
- 2) D. Hoffmann während einer Podiumsdiskussion an der Gesamthochschule Kassel in op-cit, S. 125
- 3) zitiert nach M. Fuhrich, C. Neusuß, R. Petzinger u.a., Neue Heimat Hamburg 1983, S. 75
- 4) Eine ausführliche Diskussion über das Konzept des Fordismus, seine Entstehungsbedingungen und inneren Widersprüche findet sich in J. Hirsch, R. Roth: Das neue Gesicht des Kapitalismus, Hamburg 1986



LITERATURWIESE

Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schickt uns jeweils ein (kostenloses) Probexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der Bestelladresse und des Preises! Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probexemplar kostenlos in unserer Literatur-Wiese aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkommmentar anzuhängen. Be-

gexemplare können nicht zugesandt werden. Sendungen unter dem Kennwort *Literatur-Wiese* bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

Joachim Brech (Hg.). *Konzepte zur Wohnraumerhaltung. Beispiele – Modelle – Experimente.* 1986. 466 Seiten. Vertrieb: Verlag für wissenschaftliche Publikationen, Ploienisstr. 18, 61 Darmstadt. 30 DM.

Berichtsband des 3. internationalen Wohnbündekongresses in Münster (September 1985).

Claus-Peter Echter, Werner Heinz. *Konzepte städtischer Wohnungspolitik. Ergebnisse einer Umfrage.* difu 1985. 97 Seiten. Bezug: difu, Straße des 17. Juni 110, 1 Berlin 12. 17 DM

„Ziel der Untersuchung war es zu prüfen, ob durch das Vorhandensein kommunaler Wohnkonzepte kommunales Verwaltungshandeln im Wohnbereich effizienter gestaltet werden kann und welchen Konzept-Teilbausteinen dabei besondere Beachtung geschenkt werden muß.“ Grundlage: eine schriftliche Umfrage bei 54 bundesdeutschen Städten.

Klaus Brake (Hg.). *Stadtentwicklungspolitik und Stadtplanung.* 1985. 149 Seiten. Bezug: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, Anja Lausch, Uhlhornsweg 49-55, 29 Oldenburg.

„Es ist das erklärungsbedürftige Moment des Wandels in den Formen von Stadtplanung, das ganz wesentlich bedingt ist durch Stadtentwicklungsgeschichte als dem Prozeß, in dem soziale und ökonomische Interessen an der Stadtstruktur politisch bewertet und zur Aufgabe gemacht werden.“

Klaus Brake. *Johann Heinrich Thünen und die Entwicklung der Raum-Strukturtheorie. Beiträge aus Anlaß der 200. Wiederkehr seines Geburtstages. Schriftenreihe der Univ. Oldenburg.* 1985. 91 Seiten. Heinz Holzberg Verlag.

Beiträge von v. Böventer, Läßle, Bade und Brake anläßlich eines Symposiums an der Universität Oldenburg vom 24.6.1983.

Tilman Harlander/Gerhard Fehl (Hg.). *Hilfers sozialer Wohnungsbau 1940-1945. Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung.* Hans Christians Verlag. Hamburg 1986. 446 Seiten.

Aufsätze und Rechtsgrundlagen aus der Zeitschrift „Der Soziale Wohnungsbau in Deutschland“ mit einer umfangreichen Einführung der Herausgeber in diese „noch recht dunkle und wohl auch lange bewußt dunkel gehaltene Phase der Entwicklung des öffentlich geförderten Wohnungsbaues“.

Arbeitsgemeinschaft Wohnberatung e.V.. *Wohnen mit Kindern.* 1985. 32 Seiten. 3 DM zuzügl. Porto und Versandk. Bezug: AG Wohnberatung e.V., Heilsbacherstr. 20, 53 Bonn 1.

„Anfangen von den Wohnbedürfnissen der Kinder in verschiedenen Altersstufen werden Kinderbetten, Wickelplätze, Hochstühle, Spielmöbel, Möbel zum Aufbewahren, Spieltische und Schularbeitstische beschrie-

ben. Daneben wird auch auf Sicherheitsaspekte, Farbgebung, richtiges Licht, Raumklima und Schalldämmung eingegangen.“

BUND-Informationsmappe: *Umweltfreundliches Bauen.* 53 Seiten. Erhältlich: BUND, Rotenbühlstr. 84/1, 7 Stuttgart 1. Schutzgebühr 3,50 DM (in Briefmarken bitte beilegen).

Aus der Reihe „Sachbezogene Informationsmappen“, in der u.a. auch Mappen zu „Wasser im Haushalt“, „Naturschutz in der Gemeinde“ erschienen sind.

Hans Stimann. *Stadterneuerung in Ost-Berlin vom „sozialistischen Neuaufbau“ zur „komplexen Rekonstruktion“.* Hg. IBA Berlin. 1985. 73 Seiten.

Bisher umfassendster Überblick über die Geschichte der Stadterneuerung in Ost-Berlin.

Brigitte Jacob/Wolfgang Schäche/Clarissa Soltendiek. *Die Deutsche Mitte. Ein Freilichtmuseum.* TRANSIT Buchverlag. Berlin 1986. 39 Seiten. 10 DM.

Pamphlet zum Wettbewerb für den „Platz der Republik“ in West-Berlin: „Der hier dokumentierte Beitrag zur Formierung der Deutschen Mitte vereinigt alle Tugenden, die heute wieder als zeitgemäß gelten: den Mut zur Größe, das positive Verhältnis zur Geschichte und die mitreißende, unbestechliche Klarheit der Konzeption.“

Manfred Throll u.a. *Kulturforum und zentraler Bereich Berlin. Zur Auseinandersetzung zwischen Moderne und Postmoderne im Zentrum Berlins.* TU Berlin. 1986. 291 Seiten. Vertrieb: UB der TUB, Straße des 17. Juni 135, 1 Berlin 12.

Dokumentation einer Projektreihe am Fachbereich Architektur der TU Berlin.

**Humustoilette
Locus aus Schweden
jetzt auch in Deutschland
erhältlich**



mehr als
100000 Toiletten
in Skandinavien
seit Jahren
in Betrieb

- Einfach und schnell installiert - keine Kanalisation, keine Grube kein Sammelbehälter erforderlich
- Umweltfreundlich ohne Wasser und Chemikalien
- Geruchfrei
- Biologische Zersetzung der Toilettenabfälle zu gesundem Humus

auch andere bewährte skandinavische Kompostierungssysteme mit und ohne Strombedarf lieferbar

AB SÄNGTEX

15032 Stallerholmen Schweden Geisfelderstr. 7a 8600 Bamberg